
Johnson-Jahrbuch

Band 10/2003

Herausgegeben von

Ulrich Fries, Holger Helbig und Irmgard Müller

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson V, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 10. 2003 –

ISBN 3-525-20909-6

© 2003, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Internet: www.vandenhoeck-ruprecht.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Uwe Neumann

Deckname Marcel

Uwe Johnson und Marcel Reich-Ranicki

In der Tat gibt es keine Position in unserer bürgerlichen Gesellschaft, die papstähnlicher wäre als die des Kritikers.

Martin Walser, 1977

Nein, Literaturpapst ist keineswegs freundlich gemeint. Dennoch drückt es auf vertrackte Weise, unwillig, Anerkennung aus, gerade weil man sie verweigern will.

Rolf Schroers, 1980

Im geistigen Leben ist keiner »Papst«. Er wird vielmehr von anderen, die das anscheinend nötig haben, dazu gemacht...

Joachim Kaiser, 2002

Früher einmal, in einer kaum noch erinnerlichen Zeit des vergangenen Jahrtausends, früher einmal konnte man Marcel Reich-Ranicki einen »Literaturpapst« nennen, hatte dabei die Augenbrauen ein wenig hochzuziehen und durfte sich daraufhin in dem überlegenen Bewusstsein wähnen, etwas ungemein Ironisches, Zynisches oder Hämisches, in jedem Fall aber etwas Kritisch-Entlarvendes geäußert zu haben. Auch in unseren Tagen führt Marcel Reich-Ranicki noch den nämlichen Titel, allerdings sind die Anführungszeichen verschwunden und die Ironie hat sich bis auf Spurenelemente verflüchtigt. Was ehemals ein Schimpf- und Schmähwort war, hat sich zu einer Beschreibungskategorie gewandelt,

die zwar nicht neutral daherkommt, die aber doch, in Ermangelung eines anderen Superlativs, als die einzig angemessene erscheint. Niemals zuvor hat es in Deutschland einen Literaturkritiker gegeben, der eine solche Wirkung und Machtfülle besaß wie Marcel Reich-Ranicki. Welche illustren Namen man auch immer anführen mag, ob Gotthold Ephraim Lessing, Theodor Fontane, Walter Benjamin oder Alfred Kerr, niemand vermag Reich-Ranicki den Ruf als Deutschlands einflussreichster Kritiker streitig zu machen. Längst ist zudem die aberwitzige Situation eingetreten, dass Reich-Ranicki berühmter ist als der Großteil der von ihm rezensierten Schriftsteller. Zu verdanken ist solche Prominenz vor allem dem Fernsehen, einem Medium, das Marcel Reich-Ranicki wie kein anderer Berufskollege für seine Zwecke zu nutzen versteht. Auf dem Bildschirm ist der Starkritiker, dessen Entertainer-Qualitäten auch auf ansonsten literaturfeindlichen Kanälen geschätzt werden, seit bald zwei Jahrzehnten in einer Weise dauerpräsent, dass es schon nicht mehr möglich ist, einen Text von ihm zu lesen, ohne dabei seine charakteristische Sprechweise im Ohr und sein grimassierendes Gesicht vor Augen zu haben. Aber genug der Vorrede. Die einzigartige Rolle, die Marcel Reich-Ranicki im deutschen Literaturbetrieb spielt, ist schon Grund genug, um einmal der Frage nachzugehen, was Uwe Johnson und Marcel Reich-Ranicki voneinander gehalten haben. Wer nun das Thema für unergiebig hält oder gar meint, diesbezüglich schon alles zu wissen, dem seien einige unveröffentlichte Texte angekündigt – mit vielen Überraschungen, versteht sich.

Von ihrer Persönlichkeit her, um beim Augenfälligsten zu beginnen, bilden Uwe Johnson und Marcel Reich-Ranicki Gegensätze, wie sie größer kaum denkbar sind. Auf der einen Seite Reich-Ranicki als »unser Lautester« (Eckhard Henscheid), auf der anderen Seite jener wortkarge Mecklenburger, von dem Hellmuth Karasek einmal spottete, er sei »im Gespräch einer der perfekten Schweiger der deutschen Gegenwartsliteratur«.¹ Ein idealer Gast im *Literarischen Quartett* wäre Uwe Johnson sicherlich nicht gewesen.² Ohnehin konnten Johnson und Reich-Ranicki

1 Karasek, Hellmuth: Deutschland deine Dichter. Die Federhalter der Nation, Hamburg 1970, S. 138.

2 Was Johnson als Gast in Talk-Shows taugt, lässt sich einer Tagebucheintragung von Walter Kempowski aus dem Jahre 1983 entnehmen: »TV: Die eiertanzenden Schriftsteller in Berlin. Kuddeldaddeldu-Kant, Eulen-Heym, Austern-Hermlin und die Dussels aus der Be-Er-De. Raddatz steckte seinen klugen Kopf abwägend wiegend zwischen die, die jeweils im Bild waren. Johnson sagte keinen Ton. Daß sie miteinander reden können, heben sie als etwas Besonderes hervor. Als ob das bloße Ingangsetzen der

nicht viel miteinander anfangen. Sind sich die beiden begegnet, wie es sich häufig bei Tagungen der Gruppe 47 ergab, ist es zu keinem nennenswerten Gedankenaustausch gekommen. Auch die Hoffnung, dass das Aufeinandertreffen zweier so unterschiedlicher Temperamente nicht doch die eine oder andere erzählenswerte Anekdote hervorgebracht haben könnte, sieht sich enttäuscht. Hiervon konnte ich mich selbst überzeugen, als ich im Herbst 2000 von Marcel Reich-Ranicki einen Beitrag für eine Anthologie mit Schriftsteller-Äußerungen über Uwe Johnson erbat. Die Antwort fiel zwar knapp aus, ließ an Klarheit aber nichts zu wünschen übrig: »Natürlich gab es viele persönliche Begegnungen mit Uwe Johnson, sie waren nicht interessant und es lohnt sich nicht, darüber zu schreiben.«³

Niemanden wird es überraschen, dass das Verhältnis zwischen Johnson und Reich-Ranicki kein harmonisches, sondern ein höchst konfliktreiches war. Anders könnte es auch gar nicht sein. Marcel Reich-Ranicki, der in deutschen Landen am meisten gehasste Kritiker, hat in Schriftstellerkreisen fast nur Feinde, was nach seinem Selbstverständnis wiederum ganz in Ordnung ist und als untrüglicher Ausweis seiner Unbestechlichkeit zu gelten hat. Mit anderen Worten: Ein Kritiker, der etwas taugt, müsse Feinde haben, und – so will es die Logik – je mehr Feinde er hat, desto besser der Kritiker. Der gnadenlose Verreiber ist denn auch hinlänglich oft verrissen und polemisch angegriffen worden. Anders als viele seiner Schriftstellerkollegen, man denke an Günter Grass oder Martin Walser, hat Uwe Johnson aber niemals öffentlich gegen Marcel Reich-Ranicki Stellung bezogen. In diesem Schweigen spricht sich ein Selbstverständnis aus, das sich auf allerhöchste Autoritäten berufen darf. »Du weisst«, schreibt Johnson 1967 an Manfred Bierwisch, »dass ich nach Goethe lebe und einem Rezensenten nur antworten wuerde auf die Beschuldigung, ich haette Steuern hinterzogen.«⁴ Diesen Grundsatz zu befolgen, kann Johnson nicht immer leicht gefallen sein, zumal in seinen frühen Jahren, als im Zuge des Kalten Krieges auch im Feuilleton mit harten Bandagen gekämpft wurde und Johnson manch einen unfairen

Stimmwerkzeuge irgend etwas bewegt! Es wäre besser, sie würden miteinander saufen oder essen oder singen: »Eins, zwei, g'suffa!« Kempowski, Walter: Sirius. Eine Art Tagebuch, München 1990, S. 168.

3 Reich-Ranicki, Marcel: Brief an Uwe Neumann vom 20.10. 2000.

4 Johnson, Uwe: Brief an Manfred Bierwisch vom 10.1. 1967, unveröffentlicht, Johnson-Archiv. – Dem Leiter des Johnson-Archivs, Dr. Eberhard Fahlke, möchte ich an dieser Stelle für die Erlaubnis danken, aus noch unveröffentlichten Briefen von Uwe Johnson zitieren zu dürfen.

Tiefschlag einstecken musste. Verschiedentlich hatte Siegfried Unseld seinen jungen Autor davon abzuhalten, die Angriffe mit einem Gegenschlag zu parieren.⁵ Den Höhepunkt einer langen Reihe von Anfeindungen, deren Aggressivität noch immer verblüffend ist, bildet das umfangreiche Pamphlet von Karlheinz Deschner, der eine ungewöhnliche Energie darauf verwandt hat nachzuweisen, dass Uwe Johnson das »häßlichste Deutsch unserer Zeit« schreibe.⁶ Auch zu der wortreichen Philippika von Deschner hat sich Johnson niemals öffentlich geäußert. Nun sollte man hieraus nicht schließen, dass Johnson über Rezensentengeschwätz erhaben gewesen wäre oder dass er womöglich, wie es Arno Schmidt von sich behauptete, vorsichtshalber erst gar keinen Blick in das Feuilleton geworfen hätte. Das Gegenteil ist der Fall. Johnson verfolgte sehr genau, was man über ihn schrieb (er bewahrte sogar viele Artikel auf), und natürlich war auch er wie alle Schriftsteller eitel und verletzlich. Zu spüren bekam dies Manfred Bierwisch, als er für eine mehr oder weniger unbedachte Bemerkung rüde zurechtgewiesen wurde:

Du schreibst auch, du kannst einem Herrn Deschner nicht ganz unrecht geben. Ich habe mir dessen Buch noch einmal angesehen und mir gemerkt dass ich nach seiner Meinung scheisse wenn ich schreibe, dazu die Ausdrücke Afterkunst, dem Kretin näher als dem Genie, Idiotendeutsch, Originalität der Impotenten, Schreiberling, Infantilismus, Griffoneur, Barbaroglottie, der Einbruch des Proletentums in die Literatur, welche Feststellungen du also ziemlich zutreffend findest.⁷

Die persönlichen Verletzungen und Kränkungen liegen offen zu Tage. Nimmt man zu Deschners Anrempeleien noch all das hinzu, was wutschnaubende Johnson-Hasser wie Hans Habe, Kurt Ziesel oder William S. Schlamm haben verlauten lassen, dann kann man sich nur darüber wundern, wie moderat Johnsons Titulierungen ausfallen, sobald er sich über die Kritikerzunft äußert. Von der »beamteten Kritik« ist dann die Rede, der »Besprechungsgilde« oder dem »vereinigten westdeutschen Feuilleton« – alles in allem Bezeichnungen, die von milder Ironie zeu-

5 »An sich ist es bewährtes Gesetz unseres Verlages«, schreibt Unseld im März 1960 an Johnson, »auf Kritiken nicht und in keiner Form zu reagieren, es sei denn, man ist gezwungen, Verleumderisches oder bewußt Falsches richtig zu stellen.« Johnson, Uwe/Unseld, Siegfried: Der Briefwechsel, hg. von Eberhard Fahlke und Raimund Fellingner, Frankfurt am Main 1999, S. 75.

6 Deschner, Karlheinz: Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart, Wiesbaden 1964, S. 207.

7 Johnson, Uwe: Brief an Manfred Bierwisch vom 19.3. 1965, unveröffentlicht, Johnson-Archiv.

gen, aber weder aggressiv noch geschmacklos ausfallen. Freilich meint auch Johnson, dass das Leben ohne die Kritiker einfacher wäre. Die Lösung aller Probleme findet sich in einem eigenwilligen Text, den Johnson für Günter Eich geschrieben hat. Dort liest man folgende Anekdote: »Die Kritiker sollte man alle auf den Mond schießen: sagt Höllerer einst in der Pension Elite, und [Günter Eich] nickt trübe, zweifelnd an der technischen Machbarkeit. Sonst gerne.«⁸ Ginge es nach Johnson und Günter Eich, wäre Marcel Reich-Ranicki natürlich einer der Wunschkandidaten für einen solchen bemannten Mondflug. Für diese Annahme spricht auch, dass Johnson in seinem Text einen »Grosskritiker« erwähnt, der sich einmal nörgelnd über Günter Eichs *Maulwürfe* ausgelassen hat. Wer hier gemeint ist, kann man sich leicht denken, zumal Reich-Ranicki die *Maulwürfe* in der Tat übel verrissen hat. Aber auch das alles klingt immer noch sympathisch und hat nichts zu schaffen mit den rabiaten Vorschlägen, die andere Schriftsteller zur »Entsorgung« von Kritikern machen. Wir kommen noch darauf zurück.

In den Anfängen sah alles noch rosig aus. Im zeitlichen Abstand von knapp einem Jahr debütierten der Kritiker und der Schriftsteller Ende der fünfziger Jahre in der Bundesrepublik, und beide waren sie Senkrechstarter. Im Juli 1958 kam Reich-Ranicki, 38jährig, von Polen nach Deutschland und fand sofort Anschluss an das kulturelle Leben.⁹ Ein seit

8 Johnson, Uwe: Porträts und Erinnerungen, hg. von Eberhard Fahlke, Frankfurt am Main 1988, S. 20.

9 Verwundern kann das nicht, denn Reich-Ranicki war schon immer der, den wir alle kennen. Als einer der ersten traf der Schriftsteller Horst Krüger mit dem Neuankömmling zusammen: »Für mich ist diese erste Begegnung mit ihm unvergeßlich geblieben. Ich weiß, daß ich damals hell entzückt war über diesen Neuankömmling aus dem Osten. Mangel an Zuwanderern bestand schon damals nicht. Nur er war ganz anders als all die anderen. Es ging von ihm ein Temperament aus, fast beängstigend. Unruhe, Leidenschaft, Energie beflügelte das Gespräch. Es hielt ihn nicht im Sessel. Er lief durch das Zimmer, kampfesmutig. Er redete dauernd. Er war im höchsten Maße erregt. Und das Komische war: der Grund seiner Erregung war nicht Konrad Adenauer, nicht die deutsche Wiederbewaffnung, auch nicht die Atombombe, worüber sich damals die westdeutschen Intellektuellen erregten. Der Grund seiner Erregung war – die deutsche Literatur. Das war ungewöhnlich, 1958 jedenfalls. / Ich weiß, daß ich an diesem Abend damals viel gelacht habe. So viel Empörung, so viel feurige Leidenschaft – nur um Bücher? Ich besinne mich noch genau, als wir zu vorgerückter Stunde an meinem Bücherregal standen, und ich, lachend, ermunternd, habe dann zu ihm gesagt: Also über Sie mache ich mir keine Sorgen. Sie kommen hier an. Sie setzen sich durch. In ein paar Jahren sind Sie hier ganz oben, bestimmt! / Nein, eigentlich bin ich kein guter Prophet. Ich habe mich oft getäuscht in meinen Prognosen, Literaten, Freunde, Kollegen betreffend. Nur in seinem Fall war Irren kaum möglich.« Krüger, Horst: Das

1957 bestehender Kontakt zu Hans Werner Richter erlaubte es Reich-Ranicki gleich für das Jahr 1958 eine der begehrten Einladungen für eine Tagung der Gruppe 47 zu erhalten. Diese wohlgemerkt *eine* Tagung reichte ihm schon hin, um sich neben Walter Jens, Walter Höllerer, Joachim Kaiser und Hans Mayer als einer der gefürchteten »Großkritiker« zu etablieren. Als im Herbst 1959 die nächste Tagung anstand, schrieb Hans Werner Richter an das neue Gruppenmitglied: »Sie müssen auf jeden Fall kommen, ich kann Sie als Kritiker nicht mehr entbehren. Es wird Ihnen wahrscheinlich nicht entgangen sein, daß Sie einen neuen Ton in die Diskussion getragen haben, bei aller Schärfe ein Ton echter und nicht angenommener Toleranz, und genau dieser Ton ist es, den die Gruppe braucht.«¹⁰ Aber nicht nur in der Gruppe 47 schaffte Reich-Ranicki einen sofortigen Durchbruch, in der literarischen Öffentlichkeit zählte er bereits 1960 zu Deutschlands »führenden Buchkritikern«, wie es in einer ZEIT-Umfrage hieß, die Reich-Ranicki mit berechtigtem Stolz in seiner Autobiographie *Mein Leben* zitiert.¹¹

Marcel Reich-Ranicki hatte also schon einen gewissen Namen, als er als einer der ersten Kritiker überhaupt eine Rezension über den Debütroman *Mutmassungen über Jakob* schrieb, der neben der *Blechtrommel* von Günter Grass die literarische Sensation des legendären Bücherherbstes 1959 darstellte. Während die *Blechtrommel* von Reich-Ranicki verrissen wurde (was er später in einer für ihn ungewöhnlichen Selbstkritik be-reute), kam Johnsons Roman, trotz aller Beanstandungen, sehr gut weg. Im Schlussteil der Rezension, bei Reich-Ranicki immer der gefürchtete Ort, an dem der Daumen rauf oder runter geht, konnte man lesen:

Es spricht für Johnson, daß man sich seine *Mutmassungen* kaum in einer anderen Form vorstellen kann – es spricht entschieden gegen ihn, daß er, die Mittel des Romans von Joyce bis Faulkner übernehmend, im Übereifer so weit gegangen ist, daß sein Buch schließlich an die Aufmerksamkeit und Geduld des Lesers maßlose Ansprüche stellt, die durch die intellektuelle Substanz nun doch nicht gerechtfertigt sind. Am Rande sei vermerkt, daß der Autor sich auch eine eigene Zeichensetzung leistet und vor allem vom Komma nur selten Gebrauch macht – das ist immerhin überraschend, denn Johnson ist schon über zwanzig, also zu alt für solche Kindereien.

So oft man formale Extravaganzen beanstanden muß, so viele völlig unverständliche Sätze immer wieder auftauchen, so sehr die Affektation verärgert – so

heilsame Ärgernis, in: Walter Jens (Hg.), *Literatur und Kritik*. Aus Anlaß des 60. Geburtstages von Marcel Reich-Ranicki, Stuttgart 1980, S. 33–43, hier: S. 36f.

10 Richter, Hans Werner: *Briefe*, hg. von Sabine Cofalla, München 1997, S. 286.

11 Reich-Ranicki, Marcel: *Mein Leben*, Stuttgart 1999, S. 431.

ist doch jene Leidenschaft spürbar, der man sich nicht entziehen kann. Diese Wirkung verdankt Johnson vor allem der sprachlichen Kraft seiner Prosa. Wer hat hier eigentlich Pate gestanden? Die Stimmung mancher Szenen scheint an Barlach zu erinnern. Oft hört man Brecht, etwa im folgenden Satz über Stalin: »... hat der Allerbeste in seiner unendlichen Gerechtigkeit hinrichten lassen Mitstreiter unzählig, die schuldig waren nützlichen Widerspruchs«. Aber im Grunde ist die Sprache Johnsons, die von norddeutschen Dialekten mitgeprägt wurde, erstaunlich selbständig und expressiv – wenn wir von dem Unkraut, das freilich oft wuchert, absehen wollen.

Alles in allem: Johnsons Buch ist weniger ein fertiger Roman als eine »Fingerübung« großen Stils. Dieser trotzige und eigenwillige Schriftsteller wird uns noch manche Überraschung bereiten. Die Kritik mag ihm ruhig Ratschläge erteilen – wahrscheinlich wird er sie ohnehin nicht befolgen. Er wird experimentieren und sich dabei die Stirn wundschlagen, niemand kann und soll ihn daran hindern. Er wird Bücher schreiben – bei denen wir ihn – wie bei diesem Erstling – hundertmal zu allen Teufeln wünschen werden. Aber er wird seinen Weg gehen. Wie gesagt: dieser Johnson ist eine ganz große Hoffnung. Nicht mehr und nicht weniger.¹²

Man kennt diesen apodiktischen Tonfall zur Genüge, dennoch bleibt die Sicherheit verblüffend, mit der Reich-Ranicki einem gänzlich unbekannten Schriftsteller die Zukunft genau so voraussagt, wie sie auch tatsächlich eintreffen wird. In späteren Jahren hat Reich-Ranicki diese Rezension denn auch immer wieder als Sternstunde in seiner Kritikerlaufbahn betrachtet. Überhaupt seien es die Lobreden, auf die er als Kritiker stolz sei, und nicht, wie fälschlicherweise immer angenommen werde, seine gefürchteten Verrisse. Fehler und Misslungenes aufzuzeigen, sei eben ein Leichtes, die Schwierigkeit bestehe im Erkennen der ästhetischen Qualitäten eines literarischen Kunstwerkes. (Und nebenbei gesagt: würde heutzutage ein Debütant von Reich-Ranicki so rezensiert werden, wie es dem jungen Uwe Johnson widerfahren ist, bräuchte man sich um dessen Karriere keine Sorgen zu machen). An Reich-Ranickis Rezension sind noch zwei Gesichtspunkte erwähnenswert, die über sein Selbstverständnis als Kritiker Auskunft geben. Da ist zum einen die Forderung nach Gegenwartsbezogenheit und Gesellschaftskritik, die Johnson mustergültig erfüllte, zum anderen der Vorbehalt gegenüber formalen Experimenten, der sich vor allem im Ärger über die eigenwillige Inter-

12 Reich-Ranicki, Marcel: Ein Eisenbahner aus der DDR. Zu Uwe Johnsons Roman »Mutmassungen über Jakob«, in: Nicolai Riedel (Hg.), Uwe Johnsons Frühwerk im Spiegel der deutschsprachigen Literaturkritik. Dokumente zur publizistischen Rezeption der Romane »Mutmassungen über Jakob«, »Das dritte Buch über Achim« und »Ingrid Babendererde«, Bonn 1987, S. 60–62, hier: S. 62.

punktion äußerte. Jahrzehnte darauf wird Reich-Ranicki mit Befriedigung feststellen, dass sich Johnson in seinen späteren Werke solche »billigen Extravaganzen«¹³ nicht mehr geleistet habe. Seine Rezension der *Mutmassungen über Jakob* wird Reich-Ranicki im Übrigen immer dann zitieren, wenn er sich mit dem Vorwurf konfrontiert sieht, er habe keinen Sinn für »schwierige« Literatur.

Sehr positiv wird von Reich-Ranicki auch das *Dritte Buch über Achim* besprochen. Im Unterschied zu vielen Kritikern, die sich über Johnsons zweiten Roman enttäuscht zeigten, bescheinigte Reich-Ranicki dem Roman eine neugewonnene Reife, die sich in einem souveränen Umgang mit den erzählerischen Mitteln manifestiere. Johnson wolle nicht mehr der Undurchschaubarkeit der Welt mit einer ebenso undurchschaubaren Darstellungsweise begegnen, er habe zu einer klareren Konstruktion und damit zu einer größeren Lesbarkeit gefunden. Verärgerung gab es aber dennoch ob zahlreicher Verfremdungseffekte, mit denen Johnson die Aufmerksamkeit des Lesers aufrechterhalten wolle, was aber gerade dieser Autor »weiß Gott nicht nötig« habe: »Denn es gibt heutzutage nur wenige deutsche Schriftsteller, deren Bücher es verdienen, so aufmerksam gelesen zu werden wie die Prosa des Uwe Johnson.«¹⁴ So lautet der Schlusssatz der Rezension. Zwei Jahre später hat Reich-Ranicki seine beiden Johnson-Rezensionen in einen Aufsatz mit dem Titel *Registrator Johnson* einfließen lassen, in dem er vor allem auf Johnsons Auseinandersetzung mit dem Sozialistischen Realismus eingeht.¹⁵

In dem Jahr, in dem *Das dritte Buch über Achim* erscheint, kommt es im internen Kreis der Gruppe 47 zu einer Krise, die ein solches Ausmaß annimmt, dass sie von Hans Werner Richter sogar als existenzbedrohend eingeschätzt wird. Der Grund trägt einen Namen: Marcel Reich-Ranicki. Im September 1961 schreibt ein verunsicherter Hans Werner Richter an Wolfgang Hildesheimer: »Schwer fällt mir Ranicki. Was mache ich nur mit dem? Ich mag ihn gar nicht mehr. Er ist in einer Gruppe von Freunden ein toter Punkt ... oder ein blindes Huhn, das immerfort gackert

13 Reich-Ranicki, Marcel: Der doppelte Boden. Ein Gespräch mit Peter von Matt, Zürich 1992, S. 44f.

14 Reich-Ranicki, Marcel: Ein Mann fährt ins andere Deutschland. Uwe Johnsons »Das dritte Buch über Achim«. Das erste wirklich wichtige Werk über unsere große Frage, in: Riedel, Johnsons Frühwerk (Anm. 12), S. 126-130, hier: S. 130.

15 Reich-Ranicki, Marcel: Registrator Johnson, in: ders., Deutsche Literatur in West und Ost, München 1983, S. 236-250. Aufgenommen wurde der Aufsatz auch in: Hans Mayer (Hg.), Deutsche Literaturkritik, Bd. 4: Vom Dritten Reich bis zur Gegenwart (1933-1968), Frankfurt am Main 1983, S. 662-677.

... und Windeier legt.«¹⁶ Mit dieser Einschätzung stand Hans Werner Richter bei weitem nicht allein da. Mehrere Gruppenmitglieder forderten Richter unmissverständlich auf, Reich-Ranicki nicht mehr einzuladen. Ziemlich ratlos wendet sich Richter daraufhin an Siegfried Lenz:

Was soll ich tun? Sie alle wollen an den Tagungen der Gruppe nicht mehr teilnehmen, wenn ich Ranicki weiterhin einlade. Der angegebene Grund ist: Die Kritik wird allzu akademisch, offiziell, hat innerhalb der Gruppe ein Eigenleben, und dient nicht dem Autor, sondern schadet ihm. Das, was dort gesagt wird, eben von jenen Berufskritikern, könne man auch in den Zeitungen lesen, und damit hätte die Gruppe ihre eigentlich ursprüngliche Aufgabe verfehlt, nämlich das kritische Gespräch unter Autoren. Die Fachkritik, wobei es fragwürdig sei, ob diese Fachkritiker überhaupt über ein Privileg dieser Art verfügten, sei von Übel. Dabei würden nicht Freundschaften gebildet, sondern zerstört, und auch das Kommunikationselement der Gruppe, das sich so stark in den letzten und auch vorletzten Nachkriegsjahren ausgewirkt hätte, ginge verloren. Ranicki sei gerade hier ein toter und störender Punkt. Sein mangelndes Gefühl für Freundschaften, seine Eitelkeit, sein sich Anpassen an gerade herrschende Linien, seine, wie man sagt, Verballhornung der literarischen Nachkriegsentwicklung, das sei alles auf die Dauer unerträglich. Es genüge, wenn man das in den Zeitungen läse. In der Gruppe möchte man es nicht haben. Ranicki gehöre einfach nicht zur Clique, so wenig wie Hans Mayer. Diese Ansicht teilen auch Leute wie Enzensberger, Kaiser, und andere.

Was soll ich tun? Lade ich Ranicki weiterhin ein, so muß ich damit rechnen, daß die Gruppe auseinanderfällt. Gewiss, ich könnte ihn noch eine Weile starrköpfig gegen eine solche Opposition halten, aber auch meine Gefühle gegenüber Ranicki sind nicht mehr sonderlich freundschaftlich. Zwar hatte ich immer Spaß an seinem »Glaskopf«, doch habe ich im letzten Jahr zu viel gelesen, was mir herzlich mißfallen hat, leider auch in katholischen Blättern. Die Gruppe 47 ist nun einmal eine auch politisch engagierte Gruppe und hat eine in dieser Hinsicht weitgehend einheitliche Mentalität. Ranicki hat das nie bemerkt. Das war sein Fehler. Um diese Einheitlichkeit geht es in der kommenden Zeit und Grass hat recht, wenn er sagt: »Jetzt muß die Gruppe strapaziert werden.«¹⁷

Um gleich den Ausgang der Streitigkeiten vorwegzunehmen: Die Fraktion der MRR-Gegner wird sich nicht durchsetzen, der ungeliebte Kritiker erscheint weiterhin auf den Gruppentagungen. Dass die von Hans Werner Richter an Reich-Ranicki herangetragene Bitte, er möge sich hinfort zurückhaltender zeigen und der reinen Autorenkritik mehr Raum gewähren, bei dem sprichwörtlichen Temperament dieses Kritikers nicht Gehör finden würde, hätte Richter eigentlich vorhersehen können. Die

16 Richter, Briefe (Anm. 10), S. 361.

17 Ebd., S. 367.

Akademisierung der Kritik schritt also weiter voran, und die Gruppe 47 stolperte weiter ihrem Ende entgegen. Bedauerlich ist, dass die von Richter im September 1961 formulierte Idee, die Kritiker ihrerseits einmal auf den Prüfstand zu stellen, keine Umsetzung findet.¹⁸ Notwendig wäre das allemal gewesen, wie nicht zuletzt eine Bemerkung von Friedhelm Kröll unterstreicht: »Das Eigentümliche der Geschichte der Literaturkritik der Gruppe 47 bestand darin, daß deren Kriterien so gut wie nie problematisiert und relativiert worden sind.«¹⁹ Hier wurde sicherlich eine Chance verpasst, die nicht nur die Gruppe 47 betraf. Noch 1987 wird Gerhard Köpf darüber Klage führen, dass es in Deutschland »keine entwickelte Kultur einer Kritik der Kritik«²⁰ gebe. Hat sich daran etwas geändert?

Der gescheiterte Palastaufstand gegen die Großkritiker der Gruppe 47 ließ einem Schriftsteller keine Ruhe, der schon in jungen Jahren im Rufe stand, ein besonders streitlustiger Zeitgenosse zu sein: Martin Walser. Noch im Herbst 1961 schreibt Walser seine eigene Kritik der Kritik, den *Brief an einen ganz jungen Autor*, in dem er auf satirische Weise durchspielt, wie es einem jungen Schriftsteller ergehen würde, der in der Gruppe 47 nach seiner Lesung von den Kritikern in die Mangel genommen wird. Uwe Johnson war von Walsers Text ganz angetan. Das Verhalten der Kritiker in der Gruppe 47, so meinte Johnson, habe »niemand lustiger und genauer beschrieben als Martin Walser«.²¹ Nach solchem Lob kommt man um ein längeres Zitat nicht herum:

[...] Dein Vorgelesenes landet [...] bei Reich-Ranicki, der sofort aufsteht, wenn er sich mit Dir abzugeben beginnt. Weil er schneller sprechen kann als sein Vorredner, kann er, bei nur geringer Überschreitung der erträglichen Rededauer, alle Verfahren seiner Vorgänger an Dir exekutieren und noch ein eigenes dazu. Sein eigenes Verfahren ist ein rechtschaffenes, es hat auch mit seiner eigenen Rechtschaffenheit zu tun. Höllers Sprach-Bakteriologie, Jensens Maßnahme und Platanweisung und Kaisers Versuch, Dein Bild in seinem Spiegel-Kabinet zu verschren, haben Reich-Ranicki, außer Wiederholungen und Korrekturen, nur noch übriggelassen, die weltliche Nützlichkeit und Anständigkeit Deines Vorgelesenen zu beurteilen. Und schon der bloße Gedanke, daß ohne

18 Vgl. ebd., S. 709.

19 Kröll, Friedhelm: Gruppe 47, Stuttgart 1979, S. 55.

20 Köpf, Gerhard: Die Preisfrage: Hat Literatur Kritik nötig?, in: ders., Vom Schmutz und vom Nest. Aufsätze, Frankfurt am Main 1991, S. 64-72, hier: S. 66.

21 Johnson, Uwe: Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt am Main 1980, S. 278.

sein Da- und Dabeisein dieser weiß Gott nicht nebensächliche Aspekt ganz unerwähnt geblieben wäre, versetzt Reich-Ranicki in große Eile. Wenn Du, ihm zuhörend, glaubst, er hätte das, was er Dir sagt, schon gewußt, bevor er Deiner Lesung zuhörte, so beweist Du dadurch nur, daß Dir solche Fertigkeit fremd ist. Bedenke bitte immer, der Kritiker ist in jedem Augenblick einer. Der Autor hat Pausen. Und selbst wenn Reich-Ranicki etwas sagt, was er schon vor Deiner Lesung wußte, so ist es doch Deine Schuld, daß ihm das jetzt wieder einfällt. Laß Dich nie dazu hinreißen, einem Kritiker einen Vorwurf zu machen. Wisse (vielmehr): der Autor ist verantwortlich für das, was dem Kritiker zu ihm einfällt. Ja, ich weiß, das ist eine schreckliche Verantwortung. Aber noch steht ja Reich-Ranicki vor Dir, und das ist gut so, denn wie auch immer seine Vorgänger mit Dir verfahren sein mögen, er wird Dich nicht ganz verlorengehen lassen.

Natürlich will auch er zeigen, daß streunende Adjektive und Vergleiche, die nur noch von verheirateten Entomologen gewürdigt werden können, seine kritischen Sinne beleidigt haben, natürlich reitet auch er gern laut und prächtig über den Markt wie König Drosselbart (der Ahnherr aller Kritiker) und zerdepert Dir Deine Keramik, aber ohne den Oberton einer spröden, fast preußischen Güte kann er einfach nicht schimpfen. Eine nordöstliche Mutter ist er; in den Westen gekommen, um mit glänzenden Augen seinen Tadel so lange vorzutragen, bis sich eine Familie von solchen, die nur von ihm geädelt werden wollen, um ihn versammelt. Sollte die GRUPPE 47 je eine Abordnung zu irgendwelchen Literatur-Olympiaden schicken, so wird der Mannschafts-Trainer, der für zeitiges Schlafengehen, Beseitigung von internen Intrigen und Ausräumung von Wettbewerbs-Neurosen sorgt, zweifellos Reich-Ranicki sein. Unnachsichtig ist er nur gegen die geistigen Gegenden, aus denen er selbst stammt. Möglich, daß er so Heimweh bekämpft.²²

Auch in den Reihen der Gruppe 47 fand der Text große Zustimmung. Nicht nur Gruppenchef Hans Werner Richter war hellauf begeistert, selbst diejenigen, die die Zielscheibe des Spottes abgaben, also die Kritiker, zeigten sich amüsiert, allen voran Joachim Kaiser.²³ Ein Hans Mayer fand den Text sogar so gut, dass er ihn später in seine Anthologie mit Glanzlichtern der deutschen Literaturkritik aufgenommen hat.²⁴ Solch emphatische Zustimmung auf Seiten der Betroffenen ließ aber auch Zweifel an der Wirksamkeit von Walsers Kritik aufkommen, so dass von einer »Anpassung« an die herrschenden Verhältnisse gesprochen wur-

22 Walser, Martin: Brief an einen ganz jungen Autor, in: Hans Werner Richter (Hg.), Almanach der Gruppe 47 1947–1962, Reinbek bei Hamburg 1962, S. 418–423, hier: S. 421.

23 Vgl. Richter, Briefe (Anm. 10), S. 395.

24 Mayer, Deutsche Literaturkritik (Anm. 15), Bd. 4, S. 627–635.

de.²⁵ Inwieweit dieser Vorwurf berechtigt ist, sei einmal dahingestellt, bestehen bleibt die Tatsache, dass die Macht der Kritiker in der Gruppe 47 weiterhin anwächst. Einen vorläufigen Höhepunkt erreicht diese Entwicklung 1964 im schwedischen Sigtuna. Was Hans Werner Richter über diese Tagung zu berichten weiß, klingt bereits so, als sei es auf das *Literarische Quartett* gemünzt: »Nicht mehr der Autor ist wichtig, sondern der, der über ihn spricht. Es ist der Sieg der Kritik über die Literatur.«²⁶ Reich-Ranickis Stellung im Literaturbetrieb ist in diesen Jahren schon so herausragend, dass ihn Robert Neumann einen »Literaturpapst« und einen »Præceptor Germaniae« nennen kann,²⁷ und das im Jahre 1964! Dass kurze Zeit später mit dem Tod der Literatur auch das Ende der Großkritiker verkündet wird, ist signifikant für den literaturfeindlichen

25 Hermann Peter Piwitt schrieb über Walsers Text: »Wer wissen will, was Anpassung in den sechziger Jahren bedeutete, lese dieses Stück umarmender Kritik der Kritik, in dem Walser die Großkritiker der Gruppe 47 porträtiert. Wie man sich Respekt verschafft, ohne sich Gegner zu machen, wie man in Ärsche so kriecht, daß es aussieht, man trete rein – dieses Tui-Talent hat es hier zu einer nicht mehr überbietbaren dekadenten Perfektion gebracht.« Piwitt, Hermann Peter: *Klassiker der Anpassung*, in: *Literaturmagazin* 1, 1973, S. 15–23, hier: S. 18. – Ein anderer Vorwurf wurde erst vier Jahrzehnte später in der Diskussion um Martin Walsers Skandalroman *Tod eines Kritikers* erhoben. Walsers Text aus dem Jahre 1962 sei, und man kann es sich schon denken, ein frühes Zeugnis von Walsers Antisemitismus. Verwunderlich sei das aber nicht, denn, so Klaus Briegleb, die gesamte Gruppe 47 sei ohnehin antisemitisch. Vgl. Briegleb, Klaus: *Unkontrollierte Herabsetzungslust. Martin Walser und der Antisemitismus der »Gruppe 47«*, in: *Die Welt* Nr. 149 vom 29.6. 2002, *Die Literarische Welt*, S. 7; vgl. auch ders., *Missachtung und Tabu. Wie antisemitisch war die Gruppe 47?*, Berlin 2003, S. 282f. An der Argumentation von Briegleb erstaunt immer wieder, wie einerseits mit großer Sensibilität auch die unscheinbarsten Äußerungen auf antisemitische Gehalte hin untersucht werden, andererseits aber auf unerträgliche Weise vergrößert und verallgemeinert wird. Eben noch wurde mit dem philologischen Elektronenmikroskop gearbeitet, im nächsten Moment schon erfolgt der Griff zur Keule.

Wie überzogen Brieglebs Ausführungen sind, mag man nicht zuletzt auch daraus ersehen, dass Marcel Reich-Ranicki, der für jedwede Form von Antisemitismus naturgemäß ein besonderes Sensorium entwickelt hat, zu einer ganz anderen Einschätzung gelangt: »Ich habe während der Tagungen nicht die geringsten antisemitischen Äußerungen wahrgenommen.« Damit aber nicht genug, denn so ist es offenbar auch den zahlreichen Autoren jüdischer Herkunft ergangen: »Ich kann mich nicht erinnern, daß sich einer dieser Kollegen über Antisemitisches auf den Tagungen der »Gruppe 47« beklagt hätte.« Reich-Ranicki, Marcel: *War die »Gruppe 47« antisemitisch?*, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* Nr. 15 vom 13.4. 2003, S. 28.

26 Richter, Hans Werner: *Wie entstand und was war die Gruppe 47?*, in: Hans A. Neunzig (Hg.), *Hans Werner Richter und die Gruppe 47*, Frankfurt am Main 1981, S. 27–110, hier: S. 99.

27 Neumann, Robert: *Vielleicht das Heitere. Tagebuch aus einem andern Jahr*, München 1968, S. 60 und S. 484.

Zeitgeist, hat mit den Realitäten aber nichts zu tun. Mehr noch: Reich-Ranickis eigentliche Zeit als Großkritiker sollte erst noch kommen.

Den Streit, der sich in der Gruppe 47 an Marcel Reich-Ranicki entzündet, scheint Uwe Johnson, soweit sich dies aus bekannten Zeugnissen ersehen lässt, nur von der Peripherie aus verfolgt zu haben. Von seiner Seite aus bestand für Ressentiments eigentlich auch gar kein Anlass. Nicht nur hatte Reich-Ranicki die beiden ersten Romane überaus positiv besprochen, auch machte er sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu Johnsons persönlichem Verteidiger (und welcher Schriftsteller wünschte sich das nicht?). Zuallererst ist hier an den Streit zwischen Johnson und Hermann Kesten zu denken, in den Reich-Ranicki energisch eingriff, als Heinrich von Brentano, der damalige CDU-Fraktionsvorsitzende, vor dem Bundestag gegen Johnson polemisierte und die Rücknahme eines Stipendiums forderte.²⁸ Ein weiteres Mal stellte sich Reich-Ranicki vor Johnson, als dieser von zwei ostdeutschen Kritikern in verleumderischer Weise attackiert wurde.²⁹ In den *Begleitumständen* hat Johnson den namentlich nur mit »Marcel« gekennzeichneten Artikel zitiert und mit den Worten kommentiert: »Seien Sie vielmals bedankt, »Marcel«, hierfür.«³⁰

Zu einem Problemfall beginnt Johnson für Reich-Ranicki zu werden, als 1964 der Band *Karsch, und andere Prosa* erscheint. Im Grunde hat der Band von vornherein keine Chance, denn den Rückgriff auf ein bestehendes Figurenarsenal, ein für Johnsons Poetik fundamentales Prinzip, wertet Reich-Ranicki a priori als unschöpferische Reprise, wie man sie häufig bei alternden Schriftstellern finde, deren Schaffenskraft am Schwinden sei. Ins Zentrum seiner Kritik rückt Reich-Ranicki die Erzählung *Eine Reise wegwohin*, die er als Dokument einer schriftstellerischen Krise liest. Lobte er früher Johnsons sprachliche Kraft, stellt er nunmehr die Frage, »wo hier stilistische Eigenwilligkeit aufhört und sprachliches Unvermögen beginnt«. Direkt darauf heißt es im Schlusssatz: »Vor allem aber stellt sich die beunruhigende, fast beklemmende und für die deutsche Gegenwartsliteratur höchst wichtige Frage, welchen Weg Uwe Johnson weiterhin gehen wird.«³¹ Knapp ein Jahr später musste

28 Vgl. Reich-Ranicki, Marcel: Brentano, Brecht, Horst Wessel und Johnson, in: ders., *Literarisches Leben in Deutschland. Kommentare und Pamphlete*, München 1965, S. 45–49.

29 Vgl. Reich-Ranicki, Marcel: Tatsachen, in: DIE ZEIT Nr. 21 vom 25. 5. 1962, S. 13.

30 Johnson, *Begleitumstände* (Anm. 21), S. 248.

31 Reich-Ranicki, Marcel: Uwe Johnson: »Karsch und andere Prosa«, in: ders., *Literatur der kleinen Schritte. Deutsche Schriftsteller heute*, München 1967, S. 48–55, hier: S. 55.

sich Reich-Ranicki in seinen Befürchtungen bestätigt sehen. An den *Zwei Ansichten* monierte er ein Abrücken von Johnsons früheren poetologischen Positionen, vor allem aber legte er Johnson die schematische Darstellung ost- und westdeutscher Wirklichkeit zur Last. Mit seiner Kritik bewegte sich Marcel Reich-Ranicki allerdings im mainstream der Rezensenten, die die *Zwei Ansichten* nahezu unisono verurteilten. Selbst in der Forschung erblickt man in diesem Johnsonschen Roman den »Tiefpunkt seiner Schaffenskraft«.³² Bei allen Bedenken, und das sollte nicht vergessen werden, bezeichnet Reich-Ranicki die *Zwei Ansichten* aber doch noch als »ein höchst lesenswertes Buch«.³³ Was ein Totalverriss ist, wird Johnson erst fünf Jahre später erfahren.

Ein Ärgernis sollte Uwe Johnson für Reich-Ranicki noch aus einem ganz besonderen Grunde werden, allerdings geht es dabei nicht um Johnson selbst als vielmehr um die von ihm ausgehende Wirkung. Mit seiner selbstreflektierenden und erkenntniskritischen Schreibweise, seinem die Wahrheitssuche vorführenden »Mutmaßungsstil«, wurde Uwe Johnson in den sechziger Jahren rasch zu einem Vorbild für zahlreiche Schriftsteller. Wie verblüffend schnell sich diese Entwicklung vollzieht und worin ihre problematische Seite besteht, lässt sich an einigen Reaktionen von Reich-Ranicki illustrieren. Im Jahre 1963 liest man in einer Rezension:

Von Flensburg bis zum Gotthard wimmelt es heutzutage – sogar die DDR nicht ausgeschlossen – von Johnson-Epigonen, Grass-Jüngern und Walser-Imitatoren. Das sind die schlechtesten Vorbilder nicht, gewiß, nur daß oft nicht die starken Seiten ihrer Romane Schule machen, sondern deren Schwächen und Makel. Und daß gerade das übernommen oder nachgeahmt wird, was sich auf keinen Fall übernehmen oder nachahmen läßt.

Der Johnsonsche Nebel beispielsweise ist nicht transportabel. Denn er ist ein immanenter Bestandteil des Lebens in der DDR. Nicht Johnson hat ihn geschaffen, sondern die SED. Er hat ihn nur als erster in einem Roman vergegenwärtigt. In der Nähe der Alpen gibt es einen solchen Nebel nicht, wohl aber andere Umstände, die es dem Menschen erschweren oder verwehren, den Mitmenschen zu erkennen. Diese Phänomene gilt es ins Bewußtsein der Leser zu heben. Mit einer im Grunde primitiven Verdunkelung der Szene kann man nicht die Vieldeutigkeit der Geschehnisse im menschlichen Zusammenleben zeigen. Statt

32 Golisch, Stefanie: Uwe Johnson zur Einführung, Hamburg 1994, S. 64.

33 Reich-Ranicki, Marcel: Uwe Johnson: »Zwei Ansichten«, in: ders., Literatur der kleinen Schritte (Anm. 31), S. 156-165, hier: S. 165.

vieledeutig werden die Vorgänge und Gestalten nur undeutlich, statt Tiefe wird Langeweile geboten.³⁴

Bereits ein Jahr nach diesem Situationsbericht bezeichnet Reich-Ranicki das Wort »Mutmaßungen« als ein »Stichwort der Epoche«.³⁵ Weitere vier Jahre später, 1968, kann Reich-Ranicki nur noch die Hände über dem Kopf zusammenschlagen: »Seit Uwe Johnson das Stichwort »Mutmaßungen« und Max Frisch die Formel »Ich stelle mir vor« in Umlauf gebracht haben, wenden unsere Romanciers eine Patentlösung an: In der neuen deutschen Prosa kann man sich vor diesen »Ich-stelle-mir-vor«-Szenen nicht mehr retten.«³⁶ Ähnliche Befunde formulieren auch andere Beobachter der Literaturszene, freilich etwas nüchterner.

Der frühe Johnson ist bei Reich-Ranicki insgesamt gut weggekommen. Mit den *Jahrestagen* sollte sich das ändern. Schon die Länge des Romans reizte Marcel Reich-Ranicki zu einem Ausfall, der in der Johnson-Gemeinde mittlerweile legendär ist:

Im Zusammenhang mit den *Mutmassungen* sagte Johnson: »Ich habe das Buch so geschrieben, als würden die Leute es so langsam lesen, wie ich es geschrieben habe.« Von dieser fatalen Mischung aus Weltfremdheit und Selbstvertrauen – denn um den Geisteszustand von Menschen, die so langsam lesen, wie anspruchsvolle Romane in der Regel geschrieben werden, muß es besonders schlecht bestellt sein – zeugen auch die ungewöhnlichen Dimensionen der *Jahrestage*. Um es überspitzt auszudrücken: Für Leser, die heute Zeit und Geduld für 1500-Seiten-Romane haben, lohnt es sich nicht, 1500-Seiten-Romane zu verfassen. Und bis das Gegenteil bewiesen ist, erlaube ich mir die Ansicht, daß sich derartige Vorhaben nur als totale Fiaskos erweisen können.³⁷

Von seinem vor über dreißig Jahren formulierten Dogma ist Reich-Ranicki bis auf den heutigen Tag nicht abgerückt. Als bequemer Bewertungsmaßstab taucht es in vielen Rezensionen auf (»Dieser Roman umfaßt 770 Seiten. Also kann er kein guter Roman sein.«) und wurde im *Literarischen Quartett* hinreichend oft wiederholt.³⁸ Weitere Kritik-

34 Reich-Ranicki, Marcel: Jürg Federspiel: »Massaker im Mond«, in: ders., *Literatur der kleinen Schritte* (Anm. 31), S. 39–43, hier: S. 42f.

35 Reich-Ranicki, Marcel: Schwierigkeiten heute die Wahrheit zu schreiben, in: ders., *Literarisches Leben in Deutschland* (Anm. 28), S. 194–200, hier: S. 200.

36 Reich-Ranicki, Marcel: Hans Erich Nossack: »Der Fall d'Arthez«, in: ders., *Lauter Verisse*, erweiterte Neuauflage, Stuttgart 1990, S. 50–56, hier: S. 55.

37 Reich-Ranicki, Marcel: Die Sehnsucht nach dem Seelischen, in: Raimund Fellinger (Hg.), *Über Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1992, S. 181–188, hier: S. 182f.

38 Im Literaturbetrieb hat man sich diesbezüglich schon oft über Reich-Ranicki mokiert. Werner Fuld weiß eine Anekdote zu erzählen, die zu schön ist, um wahr zu

punkte, die man nicht nur bei Reich-Ranicki finden kann, betreffen die Erzählperspektive, die Montagetechnik sowie die Unglaubwürdigkeit der Figur von Marie. Der eigentliche Paukenschlag erfolgt, einmal mehr, am Schluss der Rezension:

Mit manchen Naturbeschreibungen gerät Johnson sogar in die unmittelbare Nachbarschaft der Blut- und Boden-Literatur von gestern: »Hinter dem Haus stand ein schwarzer Baum voller Amseln. Nach Süden, Westen, Norden hin war es leer um den Hof. Nur der Wind sprach. Im Norden war ein Loch zwischen Erde und Himmel, ein Streifen Ostsee.«

Die Folgen sind verheerend: Durch Johnsons vertrackte, teils betuliche und teils raunende Darstellung wird das Leben in der mecklenburgischen Kleinstadt archaisiert und verklärt. Die Patina entrückt es sofort der realen Sphäre. Indem die gekünstelte Sprache die Vorgänge und Verhältnisse mystifiziert, entwertet oder entschärft sie die Gesellschaftskritik. Gewiß bewirkt Johnsons Stil keine Idylle, wohl aber trägt er zu einem Mythos bei. Hinter seiner angestregten und gravitätischen Ausdrucksweise verbirgt sich die alte deutsche Sehnsucht nach dem Seelischen, nach dem unverfälschten Gemüt, nach den einfachen Lebensformen. Was in der ledernen, nein, kunstledernen mecklenburgischen Chronik – ähnlich wie im Porträt Gesines – Urständ feiert, ist nichts anderes als herbe Innerlichkeit und spröde Sentimentalität. Diese in Johnsons Werk keineswegs überraschende Hinwendung hängt mit seinem Verhältnis zur Gegenwart zusammen, mit seinem Unbehagen an dem, was man die moderne Konsumwelt zu nennen pflegt. Seine Antwort auf die Gesellschaft, in der er lebt, ergibt sich also wieder einmal aus einer entscheidenden Gegenposition. Aber es ist eine in jeder Hinsicht anachronistische Antwort.³⁹

Dass ein Roman, dessen »geheimes Zentrum«⁴⁰ Auschwitz heißt und dem obendrein das Verdienst zuerkannt wird, »den größten ästhetischen Beitrag zur wahrhaften Bewältigung deutscher Vergangenheit«⁴¹ zu leisten, dass ausgerechnet ein solcher Roman in die Nähe von faschistischer

sein: »Martin Walser hatte gerade eben seinen neuen Roman beim Verlag abgeliefert, als Reich-Ranicki in einer Talkshow die These vertrat, es gäbe keinen guten zeitgenössischen Roman über 500 Seiten. Am nächsten Morgen rief Walser seinen Lektor an und bat ihn, das Manuskript daraufhin durchzusehen, ob es nicht auf etwa 450 Seiten gekürzt werden könne. Als Reich-Ranicki durch den Verleger davon erfuhr, sagte er triumphierend, Thomas Mann hätte das nicht nötig gehabt.« Fuld, Werner: Als Kafka noch die Frauen liebte. Unwahre Anekdoten über das Leben, die Liebe und die Kunst, Hamburg 1994, S. 72.

39 Reich-Ranicki, Die Sehnsucht nach dem Seelischen (Anm. 37), S. 188.

40 Mecklenburg, Norbert: Die Erzählkunst Uwe Johnsons. *Jahrestage* und andere Prosa, Frankfurt am Main 1997, S. 307.

41 Fries, Ulrich: Uwe Johnsons »Jahrestage«. Erzählstruktur und Politische Subjektivität, Göttingen 1990, S. 145.

Literatur gerückt wird, ist eine kaum nachzuvollziehende Ungeheuerlichkeit, die Johnson besonders tief getroffen haben muss. Seine Entrüstung ließ er, entgegen einer sonstigen Gewohnheit, auch öffentlich werden: »Ich habe Stimmen der Kritik zusammengestellt und habe so schöne Dinge gefunden wie: In diesem Buch wird ein Baum beschrieben; bei den Nazis – Blut-und-Boden-Literatur – legte man großes Gewicht auf Baum- und Naturbeschreibungen, folglich ist dieser Verfasser ein – das wurde nicht ausgesprochen, aber deutlich.«⁴² Die erwähnte Zusammenstellung von Rezensentenstimmen findet sich zunächst in einem verlagsinternen Informationsblatt⁴³ und wurde später auch in die *Begleitumstände*⁴⁴ aufgenommen. Johnson hat es aber nicht bei dem einfachen Zitieren bewenden lassen, er hat die Aussage von Reich-Ranicki nämlich so verfremdet, dass der infame Syllogismus dekuviert wird: »Der Verfasser hat einen Baum beschrieben. Die Nazis liebten das Beschreiben von Bäumen. Der Verfasser ist ein Neofaschist. (MARCEL REICH-RANICKI)«. ⁴⁵ Dieses manipulierte »Zitat« stellt tatsächlich Uwe Johnsons einzige öffentlich geäußerte Kritik an Marcel Reich-Ranicki dar.

Reich-Ranickis Einfluss zeigt sich nicht zuletzt daran, dass der schwere Vorwurf einer Nähe zur Blut-und-Boden-Literatur auch von anderen Kritikern aufgegriffen wurde, und nicht von den Geringsten im Lande. »In Augenblicken nachlassender Kontrolle«, befand Peter Demetz, »ist Johnson mancher sentimentaler Landschaftsschilderungen fähig, wie sie sonst zum Inventar des Blut- und Boden-Kitsches zählen.«⁴⁶ Manfred Durzak, auf Reich-Ranicki direkt Bezug nehmend, glaubte bei Johnson einen »nicht reflektierten Generationsmythos«⁴⁷ zu erkennen. Sogar ein Helmut Heißenbüttel tat da mit und entdeckte in den *Jahrestagen* eine

42 Durzak, Manfred: Gespräche über den Roman. Formbestimmungen und Analysen, Frankfurt am Main 1976, S. 456.

43 Die beratende Funktion der westdeutschen Rezension. Vorgeführt von Uwe Johnson anlässlich der Veröffentlichung von »Jahrestage 1«, in: suhrkamp information 3, 1971, S. 9-11.

44 Johnson, Begleitumstände (Anm. 21), S. 429-435.

45 Ebd., S. 433f. Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass Johnson auch noch ein anderes Zitat erfindet und Reich-Ranicki zuschreibt: »Aber Remarque hat sich nie bemüht, die Klischees zu umgehen, er hat sie geradezu gesucht, um sich jenen verständlich zu machen, die er unterhalten wollte. Das ist ihm gelungen. Millionen waren ihm dafür dankbar.« Ebd., S. 435.

46 Demetz, Peter: Die süße Anarchie. Skizzen zur deutschen Literatur seit 1945, Frankfurt am Main 1973, S. 269.

47 Durzak, Manfred: Der deutsche Roman der Gegenwart, Stuttgart 1979, S. 384.

»fatale Ähnlichkeit mit den Generationsromanen von Hans Grimm.«⁴⁸ Das ist zwar alles Humbug, wird aber doch soziologisch interessant, sobald man der Frage nachgeht, welche Diskursformationen vorliegen müssen, damit solche Meinungen zustande kommen. Das wäre jedoch ein Thema für sich.

Das leidige Schicksal, von Marcel Reich-Ranicki verrissen zu werden, musste Uwe Johnson mit vielen befreundeten Schriftstellern teilen. Als im März 1971 der Roman *Malina* von Ingeborg Bachmann erschien, hatte Johnson eine böse Vorahnung. Da Lyriker, wie wir von Reich-Ranicki schon seit längerem wissen, »ums Verrecken« keine Romane schreiben können, war der Misserfolg geradezu vorprogrammiert. Am 13. März 1971, vier Tage vor Veröffentlichung des Romans, schreibt Uwe Johnson an Ingeborg Bachmann:

Mit dem Leichtsinn, von dem Sie in Ihrem Brief [...] berichten, täuschen Sie mich nicht leicht, erscheint mir Ihre Lebensweise doch als hartnäckiges Konditionstraining für Ihre mit Spannung erwartete Herausforderung jenes standfesten, sitzfleischigen, fast unbeweglichen Champions, der unter dem Decknamen Marcel oder Johann Heinrich aufzutreten gewöhnt ist und noch bei jedem Ausgang des Kampfes überzeugt war, nicht und nie der Gegner habe gesiegt.⁴⁹

Mit seinem Instinkt lag Johnson genau richtig. In der Tat arbeitet Marcel Reich-Ranicki im März '71 bereits an einer Rezension von *Malina*. Zur Hälfte war die Rezension auch schon geschrieben, als Reich-Ranicki von seinem Vorhaben absah und die in der ZEIT-Redaktion schon angekündigte Besprechung zurückzog. Den Roman, begründete er die Entscheidung, habe er als Ingeborg Bachmanns persönliche »Krankengeschichte« gelesen, welche ihn zutiefst »erschüttert« habe. »Ich spürte, ich ahnte es: ihr, Ingeborg Bachmann, steht Schreckliches bevor, vielleicht ein furchtbares Ende, vielleicht sehr bald. Ein alter Vers lag mir im Sinn und ließ sich nicht verdrängen. Er irritierte mich unaufhörlich, er wurde zur Zwangsvorstellung, der Vers: Und ich begehere nicht schuld daran zu sein.«⁵⁰ Dieses Bekenntnis aus *Mein Leben* wirft natürlich ein positives Licht auf Reich-Ranicki und zeigt ihn, den »Terminator der deutschen Literaturwelt« (»Quick«), als überaus feinfühlig und behutsamen Zeitgenossen. Er unterlässt es allerdings mitzuteilen, dass die Schon-

48 Heißenbüttel, Helmut: Zeitschriften-Rundschau, in: Frankfurter Rundschau vom 14.1. 1984, Beilage S. 2.

49 Johnson, Uwe: Brief an Ingeborg Bachmann vom 13.3. 1971, unveröffentlicht, Johnson-Archiv.

50 Reich-Ranicki, Mein Leben (Anm. 11), S. 417.

frist für Ingeborg Bachmann nur eineinhalb Jahre währte. Im September 1972 nämlich, bei Erscheinen des Erzählbandes *Simultan*, schreibt Reich-Ranicki eine Kritik, der eine Rücksichtnahme auf die Verfasserin wahrlich nicht anzumerken ist. Ingeborg Bachmann sei von jeher eine »gefallene Lyrikerin« gewesen, deren neuerliche Erzählungen man sogar in der Nähe zur Trivalliteratur ansiedeln müsse: »Lesestoff für jene Damen, die beim Friseur oder im Wartezimmer des Zahnarztes in Illustrierten blättern.«⁵¹ In der Forschung sprach man von einer »persönlichen Generalabrechnung« und einem »Urteil, das zu den großen Gemeinheiten im Literaturbetrieb gehört.«⁵²

Aber auch die Schärfe des Bachmann-Verrisses war noch zu übertreffen, wie sich 1976 in einer Rezension von Martin Walsers Roman *Jenseits der Liebe* zeigen sollte. Gleich in den ersten Sätzen ließ Reich-Ranicki das Fallbeil herunterrauschen: »Ein belangloser, ein schlechter, ein miserabler Roman. Es lohnt sich nicht, auch nur ein Kapitel, auch nur eine einzige Seite dieses Buches zu lesen.«⁵³ Nahezu jeder weitere Rezensent sah sich in der Folgezeit genötigt, auf dieses harte Urteil einzugehen. Selbst wer Reich-Ranicki in der Ablehnung des Romans zustimmte, distanzierte sich doch mit mehr oder weniger großer Empörung von der Art des Verrisses.⁵⁴ Auch der zutiefst verletzte Martin Walser reagierte, er schrieb einen Essay mit dem bezeichnenden Titel *Über Päpste*,⁵⁵ worin er die Allmacht der Kritiker in Deutschland anklagte. Gemeint war natürlich nur einer, dessen Namen Martin Walser allerdings konsequent aussparte.

Auch für Uwe Johnson war das Maß des Erträglichen überschritten. Ein öffentlicher Protest kam für ihn zwar nicht infrage, dafür ergab sich aber die sicherlich nicht unwillkommene Gelegenheit für eine persönliche Abfuhr. Als sich Marcel Reich-Ranicki nur wenige Wochen nach

51 Reich-Ranicki, Marcel: Die Dichterin wechselt das Repertoire, in: ders., Entgegnung. Zur deutschen Literatur der siebziger Jahre, erweiterte Neuauflage, München 1982, S. 169-174, hier: S. 173f.

52 Höller, Hans: Ingeborg Bachmann, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 159.

53 Reich-Ranicki, Marcel: Martin Walser. Aufsätze, Zürich 1994, S. 69.

54 Vgl. Bessen, Ursula: Martin Walser – »Jenseits der Liebe«. Anmerkungen zur Aufnahme des Romans bei der literarischen Kritik, in: Klaus Siblewski (Hg.), Martin Walser, Frankfurt am Main 1981, S. 214-233.

55 Walser, Martin: Über Päpste. Von Kritikern, die im Besitz eines absoluten Wissens sind, in: DIE ZEIT vom 25.3. 1977. Wiederabdruck in: ders., Werke in zwölf Bänden, hg. von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Frank Barsch, Frankfurt am Main 1997, Bd. XI, S. 543-550.

dem Walser-Verriss mit einer Anfrage an Uwe Johnson wendet, wird ihm die folgende Antwort zuteil:

Sehr geehrter Herr Reich-Ranicki,
ich bedanke mich für Ihre Anfrage wegen des siebzigsten Geburtstages von Wolfgang Koeppen. Wegen meines Umzugs kam sie leider erst am 6. Mai hier an.

In der gleichen Woche sah ich in einer Verlagsanzeige die Analyse zitiert, die Sie Martin Walsers neuem Roman »Jenseits der Liebe« haben angedeihen lassen:

Es lohnt sich nicht, auch nur eine einzige Seite dieses Buches zu lesen. Bitte, vermuten Sie nicht eine kollegiale Solidarität, sondern einzig eine andere Auffassung vom Umgang mit literarischen Gegenständen, wenn ich es vorziehe, unter einer kritisch so bestimmten Redaktion auf Mitarbeit zu verzichten.

Mit den besten Empfehlungen,

Ihr sehr ergebener

Uwe Johnson⁵⁶

Die kalte Abfuhr fand zwar unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, Johnson war aber daran interessiert, dass man in seinem Freundeskreis um seine Antwort an Reich-Ranicki wusste.⁵⁷ Günter Grass wiederum legte es im Jahr darauf gerade auf eine entsprechende Öffentlichkeitswirkung an, als er in lauten Worten darüber Klage führte, wie er selbst sowie Johnson und Walser von einer maßstabslosen Literaturkritik behandelt würden.⁵⁸ Vielfach zitiert ist sein Antrag auf »Scheidung« von Reich-Ranicki.

Woher rührt die Schärfe der Verrisse von Marcel Reich-Ranicki? Bevor man nach rein persönlichen Motiven fahndet und Reich-Ranicki eine »egomanische und irrationale Vernichtungsgier« unterstellt,⁵⁹ sollte man einen Blick auf die Geschichte der deutschen Literaturkritik werfen. Isolieren lässt sich nämlich eine spezifische Traditionslinie, deren durchaus namhafte Vertreter sich die »Kunst des Verreißen« auf ihre Fahnen geschrieben haben. Signifikant ist allein das Vokabular, mit dem die Aufgaben des Literaturkritikers bezeichnet werden. Immer wieder

56 Johnson, Uwe: Brief an Marcel Reich-Ranicki vom 10.5. 1976, unveröffentlicht, Johnson-Archiv.

57 Vgl. Johnsons Brief an F. J. Raddatz in: Johnson/Unseld, Briefwechsel (Anm. 5), S. 914.

58 Arnold, Heinz Ludwig: Als Schriftsteller leben. Gespräche mit Peter Handke, Franz Xaver Kroetz, Gerhard Zwerenz, Walter Jens, Peter Rühmkorf, Günter Grass, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 148.

59 Löffler, Sigrid: Der Kritiker Marcel Reich-Ranicki, in: Literaturen 1/2, 2002, S. 27.

wird in bildkräftiger Sprache ein Wortfeld bemüht, bei dem es ums ›Töten‹, ›Morden‹, ›Hinrichten‹, ›Abschlachten‹ oder auch um das ›Ausstellen von Totenscheinen‹ geht. In dem apologetischen Essay, der den Band *Lauter Verrisse* einleitet, beruft sich Reich-Ranicki auf zahlreiche Repräsentanten der nämlichen Tradition, allen voran Friedrich Schlegel: »Kritik ist die Kunst, die Scheinlebendigen in der Literatur zu töten.«⁶⁰ Von einem Feingeist wie Walter Benjamin stammt der Satz: »Nur wer vernichten kann, kann kritisieren.«⁶¹ Direkt auf diesen Satz folgt bei Benjamin noch ein zweiter, von Reich-Ranicki seltsamerweise nicht zitiert, der durch seine krude Bildlichkeit verblüfft: »Echte Polemik nimmt ein Buch sich so liebevoll vor, wie ein Kannibale sich einen Säugling zürüstet.«⁶² Diese wenigen Beispiele mögen bereits genügen. Als Verfechter eines solchen literaturkritischen Selbstverständnisses hat Reich-Ranicki wie kein anderer dazu beigetragen, dass sich das Klima im deutschen Feuilleton entscheidend gewandelt hat: »Noch nie in diesem Jahrhundert konnte sich die Literaturkritik so frei und hemmungslos entfalten wie in den siebziger und erst recht in den achtziger Jahren.«⁶³ Dass hier ein deutscher Sonderweg vorliegt – Hubert Fichte sprach einmal von der »Hinrichtungstradition der Deutschen«⁶⁴ –, hat Dieter E. Zimmer in einem sehr lesenswerten Essay mit dem Hinweis auf die Praxis der Literaturkritik in anderen Länder überzeugend nachgewiesen.⁶⁵

Schriftsteller wie Martin Walser, Günter Grass oder Uwe Johnson sind auch deshalb von Reich-Ranicki so gnadenlos und übellaunig verrissen worden, weil ihnen von Reich-Ranicki, so paradox es zunächst klingen mag, besondere Wertschätzung entgegengebracht wird.⁶⁶ Der

60 Reich-Ranicki, *Lauter Verrisse* (Anm. 36), S. 25.

61 Ebd., S. 31.

62 Benjamin, Walter: Die Technik des Kritikers in dreizehn Thesen, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser unter Mitwirkung von Gershom Scholem, Frankfurt am Main 1974ff., Bd. IV/1, S. 108f., hier: S. 108.

63 Steinert, Hajo: Der letzte Literaturpapst dieses Jahrhunderts: Marcel Reich-Ranicki, in: Peter Wapnewski (Hg.), *Betrifft Literatur. Über Marcel Reich-Ranicki*, Stuttgart 1990, S. 95–117, hier: S. 101.

64 Fichte, Hubert: *Der kleine Hauptbahnhof oder Lob des Strichs*, Frankfurt am Main 1988, S. 205.

65 Zimmer, Dieter E.: Notizen zur Psychologie des Verreißen und Verrissen-werdens, in: Jens, *Literatur und Kritik* (Anm. 9), S. 120–132.

66 Von Maxim Biller befragt, ob ihm das Verreißen Lustgewinn verschaffe, antwortet Reich-Ranicki: »Ich habe diese Lust früher, als jüngerer Kritiker, bei Büchern empfunden, die ich für schädlich hielt. Diese Lust habe ich auch noch bei einer anderen Art von Büchern gehabt: Wenn ein Autor bewiesen hat, daß er wirklich über Talent

negativen Kritik kommt in diesem Fall eine pädagogische Aufgabe zu, der betreffende Missetäter soll auf den ›rechten Weg‹ zurückgeführt werden. Nicht für einen Zufall hält es Reich-Ranicki daher, dass auf *Jenseits der Liebe* zwei Jahre später die Novelle *Ein fliehendes Pferd* folgte, die er als ein »Glanzstück deutscher Prosa« feierte.⁶⁷ Die Dialektik dieser extremen Beurteilungen findet man nicht selten bei Reich-Ranicki. Heinrich Böll bemerkte hierzu: »Bis heute begreife ich nicht, beim allerbesten Willen nicht, wieso Martin Walsers *Jenseits der Liebe* ein so entsetzlich schlechtes Buch gewesen sein kann und dann *Ein fliehendes Pferd* ein so unbeschreiblich gutes. Ich fand die beiden gleich gut.«⁶⁸

Die Empörung über Marcel Reich-Ranickis Walser-Verriss speist sich noch aus einem Grund, der primär gar nichts mit Literatur zu tun hat. Reich-Ranickis Eintritt in die konservative *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, deren Literaturressort er 1973 als leitender Redakteur übernahm, wertete man in linken Kreisen als Zeichen für einen intellektuellen Rechtsrutsch. (Uwe Johnson dachte, nebenbei gesagt, offenbar ganz ähnlich; für ihn war die FAZ »die Zeitung von Reich-Ranicki«⁶⁹). Die Äußerungen aus der Walser-Rezension bestätigten dies insofern, als sich Reich-Ranicki dort in extenso über Walsers Liebäugeln mit dem Kommunismus ereifert hatte. Hier werde, so der nicht unberechtigte Verdacht, eine Gesinnung verurteilt und nicht ein Kunstwerk. »Jetzt reicht's, Ranicki!«, wettete der *Konkret*-Herausgeber Hermann L. Gremliza in einer Polemik, die mit den Donnerworten endet: »Wer über das politische Bekenntnis eines Schriftstellers so redet [...], verliert seinen Anspruch auf bloß literarische Befassung. Fragen der Hygiene verlangen nach anderen Worten. Im Wiederholungsfall werden sie gegeben werden.«⁷⁰ Die diffuse Drohgebärde (geht es um Prügel oder mehr?) war in

verfügt, und plötzlich ein schlechtes Buch schreibt, ein billiges Buch, kein mißbratenes, sondern ein Buch, in dem er dem Publikum bequeme, verächtliche Zugeständnisse macht. Dann fühle ich mich als Kritiker provoziert und gerate in Rage.« Biller, Maxim: Kennen Sie einen guten deutschen Witz, Herr Reich-Ranicki?, in: ders., *Die Tempojahre*, München 1992, S. 44–49, hier: S. 45. Dahinter verbirgt sich freilich auch ein Leitsatz von Lessing: »Man schätzet jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich.« Zit. nach Reich-Ranicki, Marcel: *Die Anwälte der Literatur*, München 1999, S. 26.

67 Reich-Ranicki, Martin Walser (Anm. 53), S. 79.

68 Böll, Heinrich: Wir dickfellig-dünnhäutigen Dulder, in: Jens Jessen (Hg.), *Über Marcel Reich-Ranicki. Aufsätze und Kommentare*, München 1985, S. 15–20, hier: S. 19f.

69 Johnson/Unsel, *Der Briefwechsel* (Anm. 5), S. 862.

70 Gremliza, Hermann L.: Jetzt reicht's, Ranicki!, in: *Konkret* Nr. 5, 1976, S. 10.

der Wortwahl reichlich ungeschickt und löste Gegenreaktionen aus, deren Obertöne man sich leicht denken kann. In der *FAZ* und der *Welt* war von Antisemitismus die Rede, man nannte den Artikel eine »Drohung im ›Stürmer‹-Jargon« und sprach von einem »Angriff aus dem Wörterbuch des Unmenschen«. ⁷¹ Einige Monate später legte in *Konkret* noch einmal ein Redakteur nach, der vorsichtshalber gar nicht erst seinen Namen nannte:

Ranicki gehört zu jenen Verfolgten der Nazi, denen – jeder weiß es, keiner sagt es – erst nach dem Krieg das Rückgrat gebrochen wurde. Es waren der Nazi Bußbrüder im Geist, es war die Generation der Täter, die – ihres schlechten Gewissens wegen so erpreßbar wie bestechlich – in den vergangenen 25 Jahren den Verfolgten von einst Devotionsbeweise lieferte, die manchem von ihnen einfach über die geistigen und moralischen Kräfte gingen. Ranicki bekam seinen Jagdschein Anfang der sechziger Jahre. ⁷²

Auf den Anonymus, hinter dem sich, wie erst später bekannt wird, der Schriftsteller Hermann Peter Piwitt verbirgt, antwortet ein entrüsteter Walter Jens: »Aber zu behaupten, hier sei einer mit Hilfe eines ›Jagdscheins‹ zu Ansehen gelangt und verdanke die Rolle, die er spielt, ausschließlich seiner jüdischen Herkunft, das ist ebenso absurd wie infam.« ⁷³

Zwei Jahre später, der Pulverdampf hatte sich noch nicht lange verzogen, gibt es eine Neuauflage der Streitereien, diesmal ausgelöst durch einen polemischen Artikel des Literaturkritikers Christian Schultz-Gerstein. Gegenüber allem, was schon in *Konkret* an Argumenten gegen Reich-Ranicki vorgebracht wurde, bietet Schultz-Gerstein kaum etwas Neues, da er aber an exponierter Stelle publiziert, im *Spiegel*, erreichte er von vornherein eine ganz andere Öffentlichkeit, als es der kulturpolitisch zwar nicht unbedeutenden, aber eben doch auflagenschwachen Zeitschrift *Konkret* möglich gewesen war. Sogar Uwe Johnson wird sich an der Diskussion beteiligen, und das will schon etwas heißen. Stein des Anstoßes ist im Grunde ein einziger Satz über Reich-Ranicki: »Bücher schrieb er zahlreiche, und stets hatte er um sich eine moralische Leibwache von wohlmeinenden Deutschen mit schlechtem Nachkriegsgewissen, die an dem einstigen Gefangenen des Warschauer Gettos Wiedergutmachung übten, indem sie ihm seine Leidenserfahrungen als Bonus auf sei-

71 Vgl. hierzu Gremliza, Hermann L.: Warum ich Strafantrag gegen Robert Held von der »Frankfurter Allgemeinen« und Matthias Walden von der »Welt« stelle, in: *Konkret* Nr. 7, 1976, S. 6f.

72 Anonymus: Linke für rechts?, in: *Konkret* Nr. 12, 1976, S. 35.

73 Jens, Walter: »Absurd und infam«, in: *Konkret* Nr. 2, 1977, S. 35.

ne geistigen Gaben anrechneten.«⁷⁴ Eine erste Reaktion stammt von Siegfried Unseld, der sich gleich in der nächstfolgenden Ausgabe des *Spiegel* mit einem Leserbrief zu Wort meldet. Unseld sieht in dem Artikel eine unsachliche Auseinandersetzung, hinter der er eine »perfekt montierte Niedertracht« ausmacht. Der entscheidende Absatz lautet:

»Wohlmeinende Deutsche«, so Schultz-Gerstein, rechneten die »Leidenserfahrungen« des »einstigen Gefangenen des Warschauer Gettos« als »Bonus auf seine geistigen Gaben« an. Die Weimarer Republik wurde gerügt, Juden hätten Juden begünstigt; der Bundesrepublik wird man solches nicht vorwerfen können, schon weil es aus den bekannten Gründen nur wenige Juden gibt. Doch heute einem Publizisten wie Marcel Reich-Ranicki, der entscheidend an der Bildung eines literarischen Klimas in unserem Lande mitwirkt, der sich mit jeder Zeile seiner Kritik auch selbst der Kritik der Öffentlichkeit stellt, »mildernde Umstände« wegen seiner »Leidenserfahrung« im Getto zu unterstellen, ist schlechterdings infam.⁷⁵

Zwei Wochen darauf, am 11.9. 1978, konnte man im *Spiegel* einen Leserbrief von Uwe Johnson finden. Johnson war derselben Meinung wie sein Verleger, drückte das erwartungsgemäß aber etwas anders aus:

Wenn Herr Schultz-Gerstein es schwierig findet, »über (Herrn) Reich-Ranicki überhaupt noch zu schreiben«, warum wiederholt er dann über sechs Spalten die sprachlichen und photographischen Belege für dieses Kollegen Begabung zum Lesen? Die Debatte ist doch geschlossen, seit ein Schriftsteller seinem Buch die Widmung voranstellte »für Marcel Reich-Ranicki in Liebe« – eben wegen des fälligen Hinweises auf die vielerlei Quellen für die Empfindung, die man so »Liebe« nennt.

Erheblich unzulässig ist jedoch die Behauptung Ihres Redakteurs, »eine moralische Leibwache von wohlmeinenden Deutschen« habe ihm seit seiner Ankunft in der Bundesrepublik seine Erfahrungen mit den Deutschen in Polen jeweils abgezogen von seinen Bemühungen um Literaturkritik. Die Absurdität solcher Unterstellung wird offenbar durch ihre Übertragung auf andere Berufszweige, etwa auf den Elektriker, dessen Ratlosigkeit gegenüber einem Stromkreis zu entschuldigen wäre mit seinen Leiden im Getto Warschaus. Noch schlimmer ist die vergeßliche Art, in der hier Schindluder getrieben wird mit der Sache der »Wiedergutmachung«, bis zu der Einladung in die Gleichung: die westdeutsche Republik verrechnet zerstörte Menschenleben gegen Geld, die Leser des Herrn Reich-Ranicki entschädigen ihn mit Feigheit. Das ist Herrn Schultz-Gersteins ureigene Feinbestimmung von »wohlmeinenden Deutschen«, und sollte so privat auch bleiben.⁷⁶

74 Schultz-Gerstein, Christian: Ein furchtbarer Kunst-Richter, in: *Der Spiegel* Nr. 34 vom 21.8. 1978, S. 158f., hier: S. 158.

75 Unseld, Siegfried: Leserbrief, in: *Der Spiegel* Nr. 35 vom 28.8. 1978, S. 13f.

76 Johnson, Uwe: Leserbrief, in: *Der Spiegel* Nr. 37 vom 11.9. 1978, S. 10.

Man darf annehmen, dass sich Uwe Johnson und Siegfried Unseld hinsichtlich ihrer Stellungnahmen abgesprochen haben. Seinen eigenen Brief hatte Johnson noch vor der Veröffentlichung an Unseld geschickt und mit den lapidaren Worten kommentiert: »Damit bin ich so unzufrieden, wie du es wohl sein wirst; es ist da bloss etwas Selbstverständlich[es] in Variation gesagt.«⁷⁷

Hätte Johnson in seinem Leserbrief tatsächlich nur etwas Selbstverständliches gesagt, wären Reaktionen wohl kaum zu erwarten gewesen. Dem war aber nicht so. Der erste, der von Johnson etwas wissen wollte, war kein anderer als Reich-Ranicki. Noch an dem Tag, an dem er von Johnsons Brief Kenntnis erhält, setzt er sich an die Schreibmaschine, um Johnson eine Frage zu stellen, die ihm sicherlich jeder nachsehen wird:

Lieber Herr Johnson,
ich habe Ihnen für Ihren Leserbrief, den ich im heutigen »Spiegel« gefunden habe, zu danken. Doch muß ich Sie leider mit einer Frage belästigen. Sie schreiben, ein Schriftsteller habe mir sein Buch mit den Worten gewidmet: »Für Marcel Reich-Ranicki in Liebe«. Da ich nie von einer solchen Widmung gehört habe, bitte ich Sie sehr um eine kurze Mitteilung, an welchen Autor und an welches Buch Sie hierbei gedacht haben.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Marcel Reich-Ranicki⁷⁸

Man kann sich gut ausmalen, wie verschmitzt Uwe Johnson gelächelt haben muss, als er diese Zeilen las. Seine Antwort lautet:

Lieber Herr Reich-Ranicki,
ich bedanke mich für Ihren Brief vom 11. September und für die Mitteilung, dass mein Leserbrief an den SPIEGEL Sie zufriedengestellt hat. Leider kann ich mich nicht revanchieren mit der Auskunft, wer denn nun Ihnen eine Arbeit »in Liebe« gewidmet hat. Lediglich kann ich Ihnen versichern, dass ich die Widmung vor vier oder fünf Jahren im Druck sah und meiner Sache sicher bin. Aber den Beleg muss ich zu meinem Unbehagen schuldig bleiben.

Mit den besten Empfehlungen an Ihre Frau,
und freundlichen Grüßen,
Ihr Uwe Johnson⁷⁹

77 Johnson/Unseld, Der Briefwechsel (Anm. 5), S. 926.

78 Reich-Ranicki, Marcel: Brief an Uwe Johnson vom 11.9. 1978, unveröffentlicht, Johnson-Archiv. Für die Genehmigung zum Abdruck dieses Briefes danke ich Marcel Reich-Ranicki.

79 Johnson, Uwe: Brief an Marcel Reich-Ranicki vom 20.9. 1978, unveröffentlicht, Johnson-Archiv.

Sollte einem Uwe Johnson, dessen »homerisches Gedächtnis« doch sprichwörtlich ist, tatsächlich der Name eines Schriftstellers entfallen sein, der eine so kuriose Widmung verfasst hat? Dass diese ominöse Widmung bis auf den heutigen Tag nirgendwo aufgetaucht ist, kann nur den verwundern, der nicht Uwe Johnsons Vorliebe für jegliche Art von Versteckspiel kennt. Denn natürlich ist die Widmung frei erfunden. Und dass Marcel Reich-Ranicki Johnson prompt in die Falle geht, und nicht nur er allein,⁸⁰ liegt an einer Ironie, die nur schwer zu durchschauen ist. Die typisch Johnsonsche Ironie wird, wie es einmal in den *Jahrestagen* heißt, mit einer »steinerne[n] Versteckmiene« (JT, 499) vorgetragen, einem Gestus, der auf Ironiesignale gänzlich verzichtet. Wer in eine solche Falle tappt, merkt es noch nicht einmal, wenn er tief drinsitzt. All das sind wieder Auswirkungen von Johnsons skurrilem Humor, der, wie alles an ihm, schwierig und vertrackt ist. Hans Werner Richter spricht von einem »hintersinnigen Humor, der schwer zu erkennen ist und jemanden leicht irritieren kann«.⁸¹ Ganz ähnlich äußert sich auch Günter Grass in *Ein weites Feld*: »Er war ja nicht ohne Humor, belustigte sich aber auf verflixt hintergründige Weise, so daß man der eigentlichen Pointe nie sicher sein konnte.«⁸² Für einen solchen Humor muss man natürlich empfänglich sein. Marcel Reich-Ranicki war es jedenfalls nicht, und er ist es bis heute nicht. Noch 2003 rechnet er Uwe Johnson zum Bodensatz der Humorlosigkeit, und zwar gleich im internationalen Maßstab: »Wo gab es so humorlose Schriftstellerinnen wie Anna Seghers oder Ingeborg Bachmann, so humorlose Erzähler wie Ernst Jünger oder Uwe Johnson?«⁸³

Aber Johnson bekam nicht nur Post zum Schmunzeln. Am 12. September schreibt ihm Hermann Peter Piwitt den folgenden Brief:

Lieber Uwe Johnson,
in einem der letzten *Spiegel* las ich einen Leserbrief von Ihnen zu einer Polemik von Christian Schultz-Gerstein gegen Marcel Reich-Ranicki. Dieser Brief hat mich geärgert. Denn, obschon Sie ihr nicht angehören, argumentieren Sie darin wie so viele Angehörige der Generation der Täter, wenn sie jungen überzeugten

80 Ein Kritiker hat die vermeintliche Widmung in leichter Abwandlung sogar als Titel für einen Artikel gewählt, vgl. Schulze, Hartmut: Für MRR – in Klassen-Liebe, in: *Konkret*, Herbst 1978, S. 30f.

81 Richter, Hans Werner: *Im Etablissement der Schmetterlinge*. Einundzwanzig Portraits aus der Gruppe 47, München 1986, S. 174.

82 Grass, Günter: *Ein weites Feld*, Göttingen 1995, S. 605f.

83 Reich-Ranicki, Marcel: *Meine Bilder*. Porträts und Aufsätze, Frankfurt am Main 2003, S. 167.

Antifaschisten ihr eigenes schlechtes Gewissen predigen möchten, wonach ein Jude unberührbar sei. Wenn aber – wie Walter Boehlich einmal schrieb – auch ein Jude berührbar ist, wenn Juden nicht wiederum eine besondere Sorte Mensch sein sollen, dann müssen auch alle möglichen Motive diskutierbar sein dafür, daß ein so mittelmäßiger Kopf wie Marcel Reich-Ranicki einen derartigen kulturellen Einfluß erlangen und behaupten konnte. Dann muß man auch darüber diskutieren dürfen, wieso ein Mann, der sich vor den braunen Vollstreckern der deutschen Großindustrie jahrelang versteckt halten mußte, heute just in der Zeitung der deutschen Großindustrie Literaturpolitik macht auch und gerade gegen die, die im Sinn der Opfer (von gestern und morgen) schreiben.

Die westdeutsche Großindustrie ist heute – wenn auch mit andern Mitteln – nicht weniger aggressiv als zur Zeit ihrer Auschwitz-Dependancen. Und wir leben heute mit dem von ihr mitverursachten Elend in der Dritten Welt längst schon wieder so friedlich wie unsere Eltern mit den KZ's. Angesichts dieser Tatsache scheinen mir die unter Intellektuellen eben wieder aufkommenden Antisemitismus-Verdächtigungen ganz und gar obsolet.

Herzlich

Ihr H. P. Piwitt⁸⁴

Hier gleich die Antwort von Johnson:

Lieber Herr Piwitt,

ich bedanke mich für Ihren Brief vom 12. September und bedaure, dass Sie sich ärgern über meine Zuschrift an den SPIEGEL. Wieder und wieder ist mir unendlich, warum Sie das tun. Ich bin sicher, zwischen uns ist ein Missverständnis. Da ich jene Ausgabe des Magazins nicht gesehen habe, halte ich für möglich, dass die Redaktion meinen Text gekürzt hat, damit Sie sich über mich ärgern.

Johnson zitiert daraufhin noch einmal den zweiten Absatz, der gegenüber dem Abdruck im *Spiegel* allerdings keine Änderungen aufweist, und er fährt fort:

Wie können Sie daraus gelesen haben, ich predige irgend jemand mein schlechtes Gewissen, oder es sei ein Jude unberührbar? Hier ist doch lediglich auszulegen: Wenn Herr Reich-Ranicki sich irrt, sagt man es ihm; Getto hin oder her. Denn er tritt ja auf mit den Ansprüchen und in der Funktion eines Literaturkritikers, daran wird man ihn messen. Gerade gegen den Verdacht, ihm würden Ungeschicklichkeiten milder bewertet wegen seiner Vergangenheit, habe ich mich doch wehren wollen.

Was meine Person angeht, so kann ich Ihnen den Beleg liefern, dass ich ihm die Mitarbeit an seinem Feuilleton verweigert habe, als er von einem Buch Martin

84 Piwitt, Hermann Peter: Brief an Uwe Johnson vom 12.9. 1978, unveröffentlicht, Johnson-Archiv. Für die Genehmigung zum Abdruck dieses Briefes danke ich Hermann Peter Piwitt.

Walsers öffentlich sagte, keine einzige Zeile darin lohne das Lesen. Da war nicht der Jude berührt, sondern der Redakteur und Kritiker.

Ziemlich ratlos,
aber mit herzlichen Grüßen,
Ihr Uwe Johnson⁸⁵

Eine neuerliche Antwort von Piwitt an Johnson erfolgt nicht mehr. Von mir noch einmal auf diesen kurzen Briefwechsel angesprochen, antwortete mir Hermann Peter Piwitt:

Mein Verdacht war und ist, daß Reich-Ranicki vom Zentralorgan der Deutschen Bank, FAZ, seinerzeit gebraucht wurde, um kraft eines Unantastbaren gegen den anderen, noch nicht besieigten, »kommunistischen« Teil der »jüdisch-kommunistischen Weltverschwörung« vorzugehen. Und dabei hat man ihm halt zuviel Freiheit gelassen. Und der Mensch nutzt halt den Platz, den man ihm läßt. Irgendwie witterte das auch Johnson. Aber er war ein nobler Mann. Er dachte nie weiter, als für einen Dichter nötig. Das reicht nicht immer. Für ihn hat es gereicht.⁸⁶

Zurück zur öffentlichen Auseinandersetzung. Die Debatte wurde zusätzlich noch dadurch angeheizt, dass das *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* den Artikel von Schultz-Gerstein nachdruckte und mit dem redaktionellen Zusatz versah, er enthalte das »Beste zum Thema«. Joachim Kaiser polemisierte daraufhin gegen das *Börsenblatt*, sprach von Antisemitismus und fühlte sich an den nationalsozialistischen *Stürmer* erinnert.⁸⁷ Im *Spiegel* replizierte Walter Boehlich und sprang Schultz-Gerstein zur Seite,⁸⁸ was wiederum Siegfried Lenz,⁸⁹ Walter Jens⁹⁰ und noch einmal Joachim Kaiser⁹¹ auf den Plan rief, um hier nur die namhaftesten

85 Johnson, Uwe: Brief an Hermann Peter Piwitt vom 20.9. 1978, unveröffentlicht, Johnson-Archiv.

86 Piwitt, Hermann Peter: Brief an Uwe Neumann vom 13.7. 2002.

87 Kaiser, Joachim: Antisemitismus im Börsenblatt?, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 207 vom 9.9. 1978, S. 16.

88 Boehlich, Walter: Antisemitismus oder Unbefangenheit?, in: *Der Spiegel* Nr. 40 vom 2.10. 1978, S. 252-257.

89 Lenz, Siegfried: Leserbrief, in: *Der Spiegel* Nr. 41 vom 9.10. 1978, S. 12.

90 Jens, Walter: Eiferer im Schattenkampf. Zur Polemik gegen Marcel Reich-Ranicki, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 236 vom 13.10. 1978, S. 15.

91 Kaiser, Joachim: Zu bürgerlich, zu erfolgreich oder zu direkt. Anmerkungen zur Spiegel-Fehde gegen Marcel Reich-Ranicki und dessen Sympathisanten, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 228 vom 16.10. 1978, S. 21.

Kombattanten zu nennen. Nur einer hielt sich zurück und schwieg. Für Reich-Ranicki war Schultz-Gerstein »kein Thema«.⁹²

»Ich verüble ihm, daß er ein Jude ist. Ich gönnte ihn so sehr den anderen.«⁹³ Mit diesem Bekenntnis aus dem Jahre 1964 dürfte Robert Neumann, der, nicht zu vergessen, ebenfalls jüdischer Herkunft ist, vielen damaligen (und heutigen) Zeitgenossen aus der Seele gesprochen haben. Seit Reich-Ranicki in Deutschland lebt und agiert, wirken sein Judentum und sein Schicksal im Warschauer Getto als Auslöser für die unterschiedlichsten Reaktionen, von verkrampfter Befangenheit über antisemitische Ressentiments bis hin zu offenem Antisemitismus. Wie die Reaktionen auch ausfielen, vergessen ließ sich seine Herkunft niemals, eine Erfahrung, die er selbst gerne in einem Zitat von Ludwig Börne wiederzugeben pflegt: »Es ist wie ein Wunder! Tausend Male habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die anderen verzeihen es mir; der dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran.«⁹⁴ Dabei ist gleich zu ergänzen, dass er selbst nicht jemand ist, der seine jüdische Herkunft jemals instrumentalisiert hätte, wie Eckhard Henscheid hervorhebt: »Ausdrücklich loben möchte ich hier Reich-Ranicki, wie schon einmal, dafür, daß er uns von sich aus nie mit seiner Warschauer-Getto-Vergangenheit genervt hat – andere, die nicht mal drin waren, leben, damit hausierend, lebenslang von diesem Bon.«⁹⁵ Nichtsdestotrotz hält sich bis auf den heutigen Tag die Vorstellung, dass Reich-Ranickis Herkunft und Lebensgeschichte ihn wesentlich in seinem Credo als Kritiker determinieren. In seinen autobiographischen Aufzeichnungen bemerkt Gerhard Zwerenz: »Marcel Reich-Ranickis Fernsehstunde über Bücher ist mit-samt aller Faxen die legitime Rache eines Verfolgten, der, einst außer Landes getrieben, der Meute nun nach Herzenslust Saures gibt oder Zuckerwerk.«⁹⁶

92 Reich-Ranicki, Marcel: »Die Miserabilität eines Buches springt ins Auge«. Gespräch mit Elisabeth Kiderlen, Leo von Caprivi und Daniel Cohn-Bendit, in: Wapnewski, Betrifft Literatur (Anm. 63), S. 156–169, hier: S. 165.

93 Neumann, Vielleicht das Heitere (Anm. 27), S. 484.

94 Reich-Ranicki, Mein Leben (Anm. 11), S. 301.

95 Henscheid, Eckhard: Unser Lautester demissioniert, in: ders., Über Manches. Ein Lesebuch, hg. von Gerd Haffmans, Zürich 1996, S. 267–274, hier: S. 269.

96 Zwerenz, Gerhard: Krieg im Glashaus oder der Bundestag als Windmühle. Autobiographische Aufzeichnungen vom Abgang der Bonner Republik, Berlin 2000, S. 241.

Zu Uwe Johnson meldet sich Reich-Ranicki erst wieder 1984 zu Wort, in Johnsons Todesjahr. In einem respektvollen Nachruf⁹⁷ referiert Reich-Ranicki noch einmal entscheidende Lebensstationen und lässt die wichtigsten Werke Revue passieren. Diese Werkübersicht liest sich wie ein Kondensat früherer Rezensionen, auf die bis in einzelne Formulierungen zurückgegriffen wird. Eventuelle Korrekturen früherer Urteile konnte niemand ernsthaft erwarten. (Seltsamerweise zitiert Reich-Ranicki die eigene Meinung über die *Jahrestage* als eine allgemeine und öffentliche: »Man warf Johnson vor, in seinem Roman verberge sich die alte deutsche Sehnsucht nach dem Seelischen, nach dem unverfälschten Gemüt und nach einfachen Lebensformen«). Ganz am Ende gibt es aber noch ein paar Zeilen, die aufhorchen lassen, gilt ihm doch der vierte Band der *Jahrestage* als der »interessanteste und bedeutendste Band des Zyklus«. Gut zehn Jahre später überrascht Reich-Ranicki mit einem ungewöhnlichen Eingeständnis:

Ich bereue, daß ich den letzten Band nicht rezensiert habe, weil der letzte Band fabelhaft ist. Beim ersten Band, den ich verrissen habe, vermutete ich, daß aus der Tetralogie nichts werden würde. Ich finde diesen ersten Band immer noch ganz schlecht; auch der zweite und der dritte sind nicht gut. Der vierte, der politische, ist der weitaus bedeutendste. Und es war ein Glück, daß Johnson kurz vor seinem Tod einen solchen Erfolg erleben konnte.⁹⁸

Mit seiner Einschätzung, dass der vierte Band gegenüber den vorangehenden einen qualitativen Sprung markiere, steht Reich-Ranicki recht isoliert da. Weder im Feuilleton noch in der Forschung gibt es eine vergleichbare Position. Sofern man nicht eine bruchlose Kontinuität konstatierte, schnitt der vierte Band tendenziell sogar eher schlechter ab. Fritz J. Raddatz nahm, darin durchaus stellvertretend für viele Kritiker, eine »Abnahme an Kraft, an Sinnlichkeit, ein Nachlassen der dialektischen Spannung« wahr.⁹⁹ Für Ingeborg Hoesterey ist der Abschlussband sogar in einer Weise misslungen, dass er am Rande des Trivialen laviere

97 Reich-Ranicki, Marcel: Der trotzig Einzelgänger. Zum Tode des einsamen Schriftstellers Uwe Johnson, in: Volker Hage/Adolf Fink (Hg.), Deutsche Literatur 1984. Ein Jahresüberblick, Stuttgart 1985, S. 48–56.

98 Diskussionsbeitrag bei einer öffentlichen Veranstaltung 1993 in Gütersloh, zit. nach Volker Hage/Mathias Schreiber: Marcel Reich-Ranicki. Ein biographisches Porträt, aktualisierte Ausgabe, München 1997, S. 110.

99 Raddatz, Fritz J.: Ein Märchen aus Geschichten und Geschichten. Uwe Johnson: »Jahrestage 4«, in: Michael Bengel (Hg.), Johnsons »Jahrestage«, Frankfurt am Main 1985, S. 177–186, hier: S. 182f.

und damit das ganze Werk »verraten« habe.¹⁰⁰ Hinter Reich-Ranickis Beurteilung dürfte sich daher wieder einmal eine »Wiedergutmachungsaktion« verbergen: auf den überzogenen Verriss folgt die nicht weniger überzogene Lobpreisung.

Uwe Johnson gehört zu den Schriftstellern, die Marcel Reich-Ranicki eingeständenermaßen nicht nahe liegen. Wie fremd ihm Johnson tatsächlich ist, lässt sich daran ablesen, dass sich Reich-Ranicki zu den zahlreichen aus Johnsons Nachlass herausgegebenen Veröffentlichungen, angefangen bei *Ingrid Babendererde* (die ihn von der Thematik her doch eigentlich hätte brennend interessieren müssen) bis hin zu den Briefwechseln mit Max Frisch und Siegfried Unseld, nicht mehr öffentlich geäußert hat. In den Sog des einzigartigen Johnson-Booms, der nach 1989 epidemisch um sich griff, ist Reich-Ranicki jedenfalls nicht geraten. In seiner Autobiographie wird Johnson denn auch nur zwei Mal genannt, noch dazu in unbedeutendem Kontext. Erwähnung findet Johnson wiederum in einigen Würdigungen, die aus Anlass des achtzigsten Geburtstages von Marcel Reich-Ranicki verfasst wurden. »Es gibt wenige«, befindet Frank Schirrmacher, »die sich mehr für die junge deutsche Literatur eingesetzt haben als er. Er war der erste, der Uwe Johnsons *Mutmassungen über Jakob* und Bichsels frühe Geschichten gerühmt hat.«¹⁰¹ Das mag seine Richtigkeit haben, allerdings sollte man Reich-Ranickis Wirkungsmöglichkeiten wiederum nicht in der Weise überschätzen, wie es ein anderer Rezensent in unfreiwilliger Komik getan hat:

Doch andererseits kann der »gefürchtetste, meistgehasste« Kritiker der Republik (so Joachim Kaiser), wenn er Autoren gut findet, sie fördern, protegieren, ermuntern, wie eine Mutter ihr Kind. Uwe Johnson und Ruth Klüger zum Beispiel hat Reich-Ranicki »gemacht«, ebenso die Lyrikerin Ulla Hahn.¹⁰²

Gern hätte man von Uwe Johnson einen Kommentar dazu gehört, dass ihm Marcel Reich-Ranicki »wie eine Mutter« gewesen sein soll. Gefunden ist damit die geeignete Überleitung zum Thema MRR-Fehlurteile. Hierzu Fritz J. Raddatz:

100 Hoesterey, Ingeborg: Das verratene Fragment. Intertextuelle Verbindlichkeiten in Uwe Johnsons »Jahrestage«, in: dies., *Verschlungene Schriftzeichen. Intertextualität von Literatur und Kunst in der Moderne/Postmoderne*, Frankfurt am Main 1988, S. 42–70.

101 Schirrmacher, Frank (Hg.), Marcel Reich-Ranicki. Sein Leben in Bildern. Eine Biographie, Stuttgart 2000, S. 14.

102 Wuliger, Michael: Star und Außenseiter, in: Hubert Spiegel (Hg.), *Welch ein Leben. Marcel Reich-Ranickis Erinnerungen. Stimmen, Kritiken, Dokumente*, München 2000, S. 343.

In das Geflenne über die vielen Fehlurteile kann ich nicht einstimmen. Selig ist, wer frei davon – Reich-Ranicki ist ein fleißiger Mann, also hat er viele (mag sein: ein bisschen sehr viele) Unglücke verursacht. Beifahrer machen keine Unfälle; und ein Beifahrer war er gewiss nie. Mir schienen seine oft kränkenden Schrofheiten – Améry, Bachmann – unfair, seine gelegentlichen mesquinen Verdikte – Uwe Johnson – kenntnisreich, doch kunstfern. Allein: Wer weiß, wer weiß, ob er nicht auch ein wenig im Recht war, ob die *Jahrestage* (deren Kürzung für die amerikanische Ausgabe der sonst so störrische Autor widerspruchslos hinnahm) nicht doch arg viel ungeschnittes Holz haben lassen stahn.¹⁰³

Dieser Vorwurf ist nicht neu, er findet sich bereits in Raddatz' Rezension der *Jahrestage*.¹⁰⁴ Damals war Raddatz aber so ehrlich zuzugestehen, dass seine Vorbehalte möglicherweise rein persönlicher Natur seien und von den Zwickigkeiten zwischen Johnson und ihm herrührten.

Gemeinsam genannt wurden Uwe Johnson und Marcel Reich-Ranicki zuletzt im Zusammenhang mit der Kanon-Debatte. Was Schüler lesen sollen oder was ›man‹ gelesen haben muss, solche Fragen haben in den letzten Jahren Hochkonjunktur. Nicht übel schnitt Johnson 1997 in einer Umfrage ab, die die *ZEIT* unter prominenten Zeitgenossen, vorwiegend Schriftstellern, durchführte. In der Statistik der Nennungen lag Johnson auf Platz 11 und behauptete sich damit vor allen anderen Nachkriegsschriftstellern.¹⁰⁵ Marcel Reich-Ranicki hat freilich andere Gewichtigungen. Im Sommer 2001 ließ er im *Spiegel* wissen, welche Werke nach seinem Dafürhalten der Lektüre wert seien. Uwe Johnson brachte es nur auf »einige Abschnitte«¹⁰⁶ aus den *Mutmassungen über Jakob*. Erwartungsgemäß fehlt der Name Johnson denn auch ganz in dem im Jahr 2002 bekannt gegebenen Kanon der 20 lesenswertesten Romane. Kritik und Empörung ob der willkürlichen Auswahl ließen nicht auf sich warten.¹⁰⁷

103 Raddatz, Fritz J.: Der Dompteur will Tiger sein. Verbeugung in langsamer Bewegung: Zum achtzigsten Geburtstag von Marcel Reich-Ranicki, in: ebd., S. 362–367, hier: S. 363.

104 Raddatz, Ein Märchen aus Geschichte (Anm. 99), S. 183.

105 Was sollen Schüler lesen?, in: DIE ZEIT Nr. 22 vom 23.5. 1997, S. 42.

106 Reich-Ranicki, Marcel: »Literatur muß Spaß machen«. Marcel Reich-Ranicki über einen Kanon lesenswerter deutschsprachiger Werke, in: Der Spiegel Nr. 25 vom 18.6. 2001, S. 212–223, hier: S. 220.

107 »Daß Johnson nicht dabei ist«, schimpfte Thomas Hettche, »ist ein Skandal, daß der *Hyperion* und Robert Walser fehlen, ist einfach lächerlich; daß man Arno Schmidt, Ernst Jünger, Hans Henny Jahn verschweigt, ist Konsequenz einer altbackenen Ästhetik, wenn da überhaupt Reflexion im Spiel ist und nicht nur Reflex.« Hettche, Thomas: Die Wahlverwandtschaften, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 116 vom 22.5. 2002, S. 45, 47, hier: 47. Zu Reich-Ranickis Kanon sowie einem weiteren Kanonvorschlag im Magazin *Focus* (Nr. 21 vom 18.5. 2002, S. 96f.) äußert sich der Schriftsteller Chris-

Zumindest ein schwacher Trost besteht darin, dass Uwe Johnson in Reich-Ranickis Kanon deutschsprachiger Essays vertreten sein soll.

An dieser Stelle erscheint es geboten, den Radius unserer Betrachtungen etwas weiter zu ziehen. Uwe Johnsons Äußerungen zu Reich-Ranicki erhalten ihr eigentliches Profil nämlich erst, wenn sie vor dem Hintergrund der Reaktionsweisen anderer Schriftsteller betrachtet werden. Zuvörderst gilt es aber erst einmal in den Blick zu nehmen, wie tief die Verletzungen sein können, die Schriftstellern durch negative Kritiken zugefügt werden. Nach den ersten Rezensionen der *Ästhetik des Widerstands* notiert Peter Weiss:

Verbringe die Tage in einer Betäubung, die von kurzen Anfällen des Hasses durchmischt ist. Rasender Haß gegen die Kritik, die mordet. Unmöglich, sich zu wehren, Schläge in die Luft, die Richter haben dich schon längst wieder vergessen. Du bist ihnen gleichgültig, alles was du getan hast, ist ihnen gleichgültig, sie haben dich eliminiert, das genügt. Weiter – zum nächsten, den sie fertig machen können!¹⁰⁸

Auf negative Kritiken seiner Werke angesprochen, antwortet Peter Handke:

Ich habe schon manchmal, wenn ich so etwas lese, die Lust zu körperlichem Einschreiten: daß ich dem einfach eins reinhauen möchte. Aber ich möchte nicht antworten; meine Reaktionen haben sich mit der Zeit reduziert auf Gewaltvorstellungen, die ich aber eh nicht ausführe.¹⁰⁹

Ist das wirklich so? Dass Peter Handke zu Handgreiflichkeiten übergehen würde, war ohnehin nicht anzunehmen, dass er aber »Gewaltvorstellungen« einfach nur zähneknirschend abklingen lässt, ist ebenso unwahrscheinlich. Die Frage stellt sich, mit welchen Strategien Gewaltvorstellungen von Schriftstellern kompensiert und sublimiert werden.

Eine grundsätzliche Handlungsmöglichkeit, von der auch Peter Handke Gebrauch gemacht hat, besteht darin, es Reich-Ranicki in einem

toph Peters: »Das Buch, das mich in meinem Leben am meisten bewegt hat, das, von dem ich irgendwann mindestens drei Sätze pro Seite auswendig können möchte – die *Jahrestage* von Uwe Johnson –, kommt hier wie dort nicht vor. Vier meiner fünf Lieblingsbücher sind in keiner der zur Zeit so beliebten Listen aufgetaucht. Ich kann mir das nicht erklären, ärgere mich maßlos und denke: Diese Kanones sind nichts anderes als Einrichtungsvorschläge für Bücherschränke von Leuten, die keine Zeit haben, ihre eigene Abenteuerreise des Lesens zu machen.« Peters, Christoph: Unterm Rad, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 116 vom 22.5. 2002, S. 47.

108 Weiss, Peter: Notizbücher 1971–1980, Frankfurt am Main 1981, Bd. I, S. 429f.

109 Arnold, Als Schriftsteller leben (Anm. 58), S. 31.

entsprechenden Artikel heimzuzahlen. Reinhard Baumgart, Helmut Heißenbüttel, Heinrich Böll, Michael Hamburger und noch viele andere, sie alle haben Reich-Ranicki mehr oder weniger scharf verrissen. Der Österreicher Franz Josef Czernin hat sogar ein ganzes Buch geschrieben.¹¹⁰ Auch die unzähligen Parodien und Persiflagen wären hier als Reaktion anzuführen, wenngleich sie schon einem anderen Register angehören. Eine zweite Möglichkeit vertraut auf die Macht der Literatur und ist um einiges perfider. Historische Persönlichkeiten vermag die Literatur ja in einem doppelten Sinne zu »verewigen«: Als Hommage verleiht sie die Weißen der Unsterblichkeit, sie setzt ein Denkmal, bei entgegengesetzter Wirkungsabsicht belegt sie mit dem Bannfluch ewiger Verachtung. Es ist eben etwas anderes, ob man einen verhassten Kritiker nur in einem Interview tadelt oder ob man dies in einem Roman tut. Das eine geht im Tageslärm unter, von dem anderen wird auch noch die Nachwelt erfahren. Der Roman bietet zudem den Vorteil, dass man mit den Kritikern, den nunmehr wehrlosen Geschöpfen, endlich einmal machen kann, was man will, man kann sie sogar sterben lassen. Solche literarischen Racheakte sind nicht selten in der Literaturgeschichte. Die »Lizenz zum Töten« wird sogar von Johann Wolfgang Goethe erteilt, dessen Gedicht *Rezensent* – für Reich-Ranicki freilich das »dümme«¹¹¹ von Goethe – in die Schlusszeile mündet: »Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent.«¹¹² In der jüngeren deutschen Literatur ist man dieser Aufforderung nicht selten nachgekommen. Die Zahl der Werke, in denen Reich-Ranicki in fiktionalisierter Gestalt auftaucht (und gegebenenfalls zur Strecke gebracht wird), ist mittlerweile so angewachsen, dass man sich hierzu eine eigene literaturwissenschaftliche Studie wünscht. An dieser Stelle mögen zwei Beispiele genügen.

In Peter Handkes Roman *Die Lehre der Sainte-Victoire* (1980) erscheint Reich-Ranicki in einer sorgfältig gearbeiteten Allegorie als kläffender und geifernder Hund, dem der Erzähler auf seinen besinnlichen Wanderungen einmal begegnet und in dem er sofort seinen »Feind« erkennt.¹¹³ Dieser zum »Todfeind« erklärte »Leithund« wirkt wie aus Dantes Hölle entsprungen, ist er doch von einem »bewußtlosen Willen zum Bösen«

110 Czernin, Franz Josef: Marcel Reich-Ranicki. Eine Kritik, Göttingen 1995.

111 Reich-Ranicki, Marcel: Ein Jüngling liebt ein Mädchen. Deutsche Gedichte und ihre Interpretationen, Frankfurt am Main 2002, S. 36.

112 Goethe, Johann Wolfgang: Sämtliche Werke, Münchner Ausgabe, München 1985, Bd. I/1, S. 224.

113 Handke, Peter: Die Lehre der Sainte-Victoire, Frankfurt am Main 1996, S. 44–49.

beseelt. In seiner, und nun höre man genau hin, »von dem Getto vielleicht noch verstärkten Mordlust« habe er »jedes Rassemerkmal« verloren und sei »nur noch im Volk der Henker das Prachtexemplar«. Auf diese Darstellung reagierten selbst Handke wohlgesonnene Kritiker mit Empörung. Lothar Müller sprach von der »haßerfüllteste[n] Polemik eines Schriftstellers gegen einen Rezensenten in der jüngeren deutschsprachigen Literatur«.¹¹⁴ In einem Interview gestand Peter Handke rückblickend, dass ihm die in seinen Roman eingearbeitete »Bosheit« ein »unglaubliches Vergnügen« bereitet habe. Über den »Kerl aus Frankfurt« heißt es weiter:

Ich glaube, daß ihm der Geifer noch immer von den Fangzähnen tropft. Ein besonderes Phänomen ist auch, wie oft diese Groteskgestalt parodiert wird. Ich kenne viele, die finden ihn amüsant. Die haben gar keinen Stolz. Die sagen, wenn der einmal stirbt, wird man das sehr bedauern. Dem kann ich nun nicht beipflichten.¹¹⁵

Peter Handkes Attacken gegen Reich-Ranicki sind noch insofern nachzuvollziehen, als sich Reich-Ranicki immer wieder abfällig und polemisch über Handke geäußert hat. Wer Wind sät, sagt das Sprichwort, wird Sturm ernten. All das gilt nicht mehr im Falle von Christa Reinig, von der Reich-Ranicki nur in lobenden Worten gesprochen hat, die aber gleichwohl in dem Roman *Die Frau im Brunnen* (1984) eine Hass- und Vernichtungsphantasie entwickelt, welche nachgerade verblüffend ist:

Ein Freund ruft mich an. Er kann nicht weiterschreiben, bei jedem Satz, den er formulieren will, fällt ihm ein, was der Marcel Reich-Ranicki in seiner Kritik darüber schreiben würde. Ich frage: Wann soll denn das Buch fertig sein? Er sagt: In einem Jahr. Ich sage: Da ist der Reich-Ranicki längst tot. Er sagt: Ach, der überlebt uns alle. Ich frage: Hat er nicht irgendein Laster, raucht er, trinkt er, besucht er Bordelle? Er sagt: Dem bekommt alles besser als unsereinem. Ich sage: Vielleicht nagt eine geheime Krankheit an ihm. Ein Krebsgeschwür, ein Herzinfarkt, eine Geisteskrankheit. Das alles kann schon im nächsten Monat zum Ausbruch kommen, und dann bist du frei zu schreiben, was du willst. Er lacht über meine Kindlichkeit. Nein, das alles ist ganz ausgeschlossen. Ich sage: Dann wird er einen Verkehrsunfall bauen, er wird überfahren werden oder von einem Rechtsüberholer geschnitten und zerquetscht. Stell dir vor: In einem Jahr

114 Müller, Lothar: Krise der Kritik. Vom öffentlichen Speisehaus zum Aufstand gegen die sekundäre Welt, in: *Der Deutschunterricht*, 43. Jg., 1991, Heft 1, S. 6-20, hier: S. 10.

115 Wer einmal versagt im Schreiben, hat für immer versagt. André Müller spricht mit Peter Handke, in: *DIE ZEIT* Nr. 10 vom 3.3. 1989, S. 77-79, hier: S. 79.

gibt es keinen Reich-Ranicki mehr. Er glaubt mir nicht. Der Marcel, vor dem er zittert, ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, und vielleicht hat er recht.¹¹⁶

Vergeblich sucht man in der Passage nach Ironiesignalen. Auch der Umstand, dass die Sprecherin ja eine Romanfigur ist, deren Meinung – wie jeder Proseminarist weiß – nicht mit derjenigen der Verfasserin gleichzusetzen ist, kann doch nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier einem Menschen offen der Tod gewünscht wird. Ausgeblieben ist der Skandal wohl nur, weil kaum jemand den Roman kennt. Man stelle sich einmal die öffentliche Entrüstung für den Fall vor, dass die obigen Zeilen von Martin Walser oder Günter Grass geschrieben worden wären.

»Marcel Reich-Ranicki ist ein Mythos zu Lebzeiten.«¹¹⁷ An der Wahrheit dieser Aussage ist nicht zu zweifeln. Da dieser Ritterschlag aber drei Jahre vor Beginn des *Literarischen Quartetts* erfolgt, gehen einem die Superlative aus, wenn man Reich-Ranickis heutige Stellung im Literaturbetrieb kennzeichnen möchte. Wohl oder übel muss man sich bei Begriffen aus dem Showgeschäft bedienen und mit Peter Schneider konzertieren, dass Reich-Ranicki »der einzige Popstar des Literaturbetriebes« ist.¹¹⁸ In Schriftstellerkreisen wird diese Entwicklung, versteht sich, nur mit äußerster Skepsis, wenn nicht Abscheu verfolgt. Stellungnahmen zum *Literarischen Quartett* fallen denn auch ausnahmslos negativ aus. »Man muß die Literatur-Richter gesehen haben«, notiert ein fassungsloser Walter Kempowski und fügt hinzu: »Demnächst verhängt dieses Tribunal noch Gefängnisstrafen.«¹¹⁹ Um einiges schärfer formuliert es Helmut Krausser:

Der Trivialekritiker RR ist ein momentan weltweit singuläres Phänomen, das so auf Jahrzehnte hin unwiederholbar bleiben wird. Er stellt eine leibgewordene Machtphantasie dar, lebt aus, was viele in sich tragen und mit knirschenden Zähnen in sich belassen: tyrannische Apodiktik, diktatorische Willkür, die dunkle Seite des Kunstschaffens.¹²⁰

Für solche Befunde, in denen es immer wieder um »Machtfragen« geht, ließen sich noch zahlreiche andere Beispiele nennen. Nicht selten schlagen dabei Gefühle der Ohnmacht und der Hilflosigkeit in eine verbale Aggressivität um, die wiederum entsprechende Vernichtungsgelüste er-

116 Reinig, Christa: Die Frau im Brunnen, München 1984, S. 124.

117 Jessen, Jens: Nachwort, in: ders., Über Marcel Reich-Ranicki (Anm. 68), S. 240–248, hier: S. 240.

118 Schneider, Peter: Eine vertrackte Liebesgeschichte, in: Spiegel, Welch ein Leben (Anm. 102), S. 383–386, hier: S. 383.

119 Kempowski, Walter: Alkor. Tagebuch 1989, München 2001, S. 462.

120 Krausser, Helmut: Juli, August, September, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 17.

ahnen lässt. Ein kulturelles Binnenklima zeichnet sich hier ab, das von vielen Schriftstellern als so unerträglich empfunden wird, dass sie es als literarisches Sujet entdecken, sei es aus persönlicher Wut und Kränkung heraus, sei es aus durchaus lauterer Aufklärungsabsicht. Einen vorläufigen Höhepunkt dieser Entwicklung markiert das Jahr 2002 mit den Romanen *Tod eines Kritikers* von Martin Walser sowie *Schundroman* von Bodo Kirchhoff. In beiden Romanen geht es, eine seltsame Koinzidenz, um den Tod eines Kritikers, der jeweils leicht als Reich-Ranicki identifizierbar ist. Der von Frank Schirrmacher erhobene Vorwurf, dass Martin Walsers Roman eine antisemitische Hasstirade darstelle, löste einen Skandal aus, wie er in der kulturellen Geschichte der Bundesrepublik einmalig ist.¹²¹ Diesmal meldete sich auch Marcel Reich-Ranicki zu Wort und zeigte sich »tief getroffen« ob der persönlichen Angriffe: »Das Buch zeugt von dem totalen Zusammenbruch eines Schriftstellers, eines Talents und wohl auch einer Persönlichkeit. Es ist stilistisch und gedanklich auf einem erbärmlichen Niveau.« Typisch dann dieser Satz: »Die Qualität des Buches beleidigt mich mehr als seine ganzen antisemitischen Äußerungen.«¹²² Verschiedentlich wurde in den hitzigen Debatten auch der Name von Uwe Johnson genannt, freilich stets in der Absicht, Johnson und Walser gegeneinander auszuspielen.¹²³ Nur in einem war sich der

121 Zu der Debatte vgl. Naumann, Michael (Hg.): »Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein ...« Der neue Antisemitismus-Streit, München 2002.

122 Die Abrechnung. Gespräch mit Marcel Reich-Ranicki, in: Hamburger Abendblatt vom 31.5. 2002, S. 3.

123 Für Hannes Stein haben deutsche Schriftsteller seit jeher ein gestörtes Verhältnis zum Judentum. Ausdrücklich von dieser Tendenz ausgenommen wird Johnson mit seiner Darstellung jüdischer Gestalten in den *Jahrestagen*. Ferner heißt es von Johnson: »Er hätte Martin Walser wohl schon nach seiner Rede zum Friedenspreis des deutschen Buchhandels die Freundschaft gekündigt, als ihm noch die ganze Nation zu Füßen lag.« Stein, Hannes: Mrs. Ferwalter und der ganze, üble Rest. Eine Spurensuche in Sachen Antisemitismus unter deutschen Literaten, in: Die Welt Nr. 125 vom 1.6. 2002, Beilage: Die literarische Welt, S. 3. In einem Offenen Brief an Martin Walser erklärten die Schriftsteller Marcus Hammerschmitt und Hellmut G. Haasis: »Lassen Sie sich gesagt sein: Wenn Peter Suhrkamp, Uwe Johnson, Max Frisch noch lebten, Sie wären mittlerweile auf dem Weg ins selbstgewählte Luxusexil und könnten endlich in Ihrem ganz privaten Haus Wahnfried Platz nehmen, um weithin den Märtyrer der deutschen Geistesfreiheit zu mimen. Lassen Sie sich gesagt sein: Ihre pseudoliterarischen Brandstiftungen, die Ihre neue Klientel so attraktiv findet, wären in einem Suhrkamp-Verlag, der den Namen seines Gründers verdient, nicht willkommen.« Hammerschmitt, Marcus/Haasis, Hellmut G.: Offener Brief an Martin Walser vom 17.6. 2002, veröffentlicht im Internet. Wieland Freund bezeichnet Martin Walser als »Wiederholungstäter« und erinnert an die Romane *Brief an Lord Liszt* und *Brandung*, in denen sich Fiktionalisierungen von Uwe Johnson finden: »Im Übrigen ist die Schilderung Mersjohanns in *Brandung* so geschmacklos

Chorus der dissonanten Stimmen einig: Martin Walser hat, Antisemitismus hin oder her, einen literarisch wertlosen Roman geschrieben.

Wie so viele Schriftsteller vor ihm war Martin Walser angetreten, den Kritiker Reich-Ranicki zu entlarven. Was hat Walser aber erreicht? Seinen Ruf hat er ein weiteres Mal schwer beschädigt (wahrscheinlich mit Langzeitfolgen), und Reich-Ranicki steht besser da als jemals zuvor. Ohnehin scheint jede Polemik und jede Parodie nur die Popularität von Reich-Ranicki zu mehren. Und literarische Auseinandersetzungen à la Handke, in denen ein zügelloser Abrechnungsfuror waltet, vermögen Reich-Ranicki erst recht nichts anzuhaben, sie lenken den Blick eher auf die Geistesverfassung desjenigen, der solche Geschmacklosigkeiten ausbrütet. Vor diesem Hintergrund gewinnt Uwe Johnsons Zurückhaltung einen neuen Stellenwert, sie erscheint als die klügere, wenn nicht effizientere Strategie. Schon vor über dreißig Jahren bemerkte Rolf Hochhuth: »Denn Totschlag ist in der Literatur das meistprobierte, aber am seltensten glückende Delikt. Dagegen ist Totschweigen furchtbar effektiv.«¹²⁴ Und was schließlich Reich-Ranickis Position als Kritikerpapst angeht, so darf man mit Pierre Bourdieu sagen: »Ganz im Sinne des Gesetzes, wonach nur Gläubige zu überzeugen sind, hat ein Kritiker ›Einfluß‹ auf seine Leser einzig in dem Maße, in dem sie ihm diesen Einfluß einräumen, weil sie in ihrem Gesellschaftsbild, ihrem Geschmack und ihrem ganzen Habitus strukturell mit ihm übereinstimmen.«¹²⁵

Dr. Uwe Neumann, Söderblomstr. 28, 22045 Hamburg

wie jene des Kritikers André Ehrl-König in *Tod eines Kritikers*.« Freund, Wieland: Der Wiederholungstäter. Der Roman als O. K. Corral? Vor bald 20 Jahren rechnete Martin Walser mit Uwe Johnson ab, in: Die Welt Nr. 125 vom 1.6. 2002, Beilage: Die literarische Welt, S. 3. Fritz J. Raddatz hält von Walsers Roman ebenfalls nichts, betont aber die grundsätzliche Berechtigung der Attacken gegen Reich-Ranicki: »Selbstverständlich muss es erlaubt sein, unseren größten Telefonbuch-Rezensenten aller Zeiten in die Schranken zu weisen, zu attackieren, ihn in Polemik oder Satire vom Platz zu weisen. Hätte Walser es doch getan. Ein funkelnder Essay, eine gnadenlose Philippika, auch nur eine Collage der Zurechtweisungen, wie sie von Thomas Brasch bis Dürrenmatt, von Uwe Johnson bis Günter Grass, Alfred Andersch bis Peter Handke schon formuliert wurden – man hätte ihm gratuliert. Ranicki selber – der emsige Anthologist – hätte er denn Esprit – sollte eine solche Anthologie ›Ich, der Verrissene‹ herausgeben; jedenfalls sollte er nicht barmen, er sei ›verletzt‹.« Raddatz, Fritz J.: Das Treffen im Seichten, in: DIE ZEIT Nr. 24 vom 6.6. 2002, S. 41.

124 Hochhuth, Rolf: Machtlose und Machthaber, in: Literaturmagazin 1, 1973, S. 49–68, hier: S. 55.

125 Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1987, S. 372.